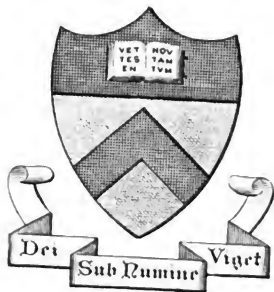


# Aus meiner Heimat

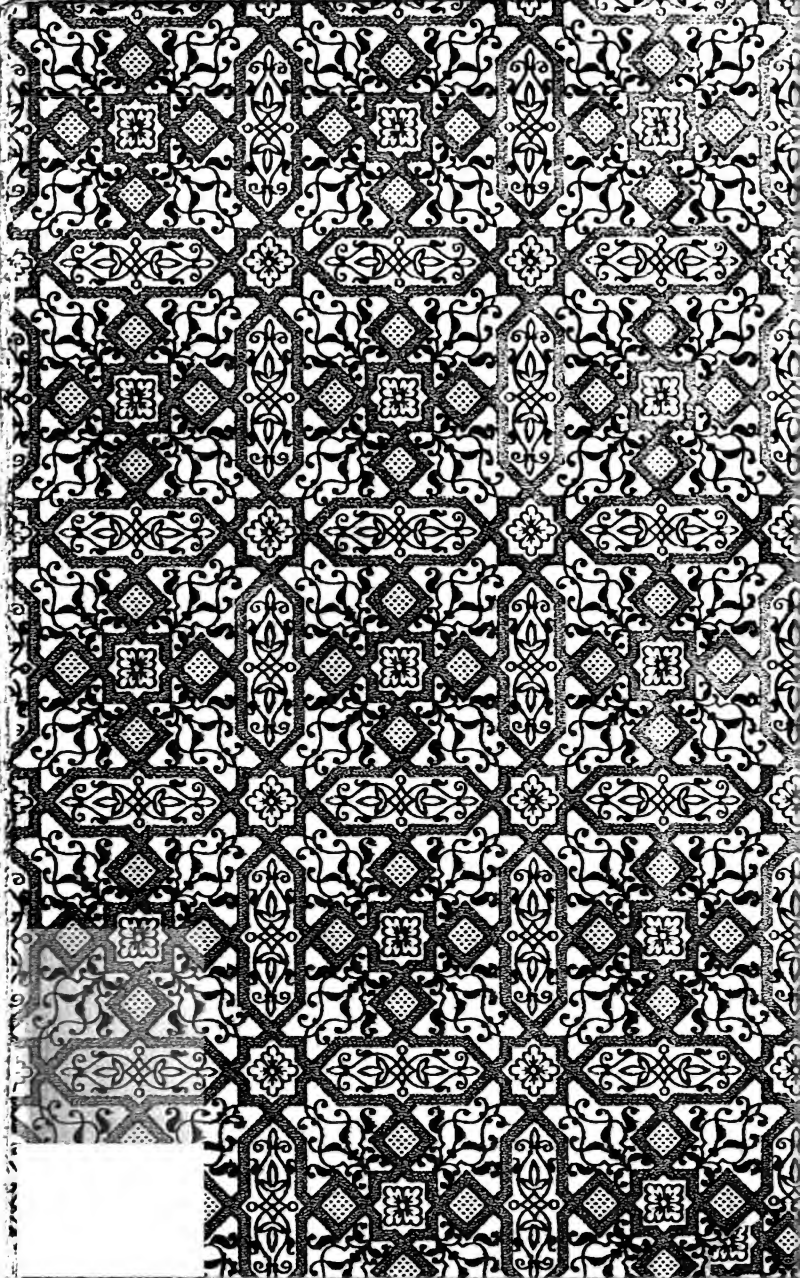
Hermine Villinger

Library of



Princeton University.

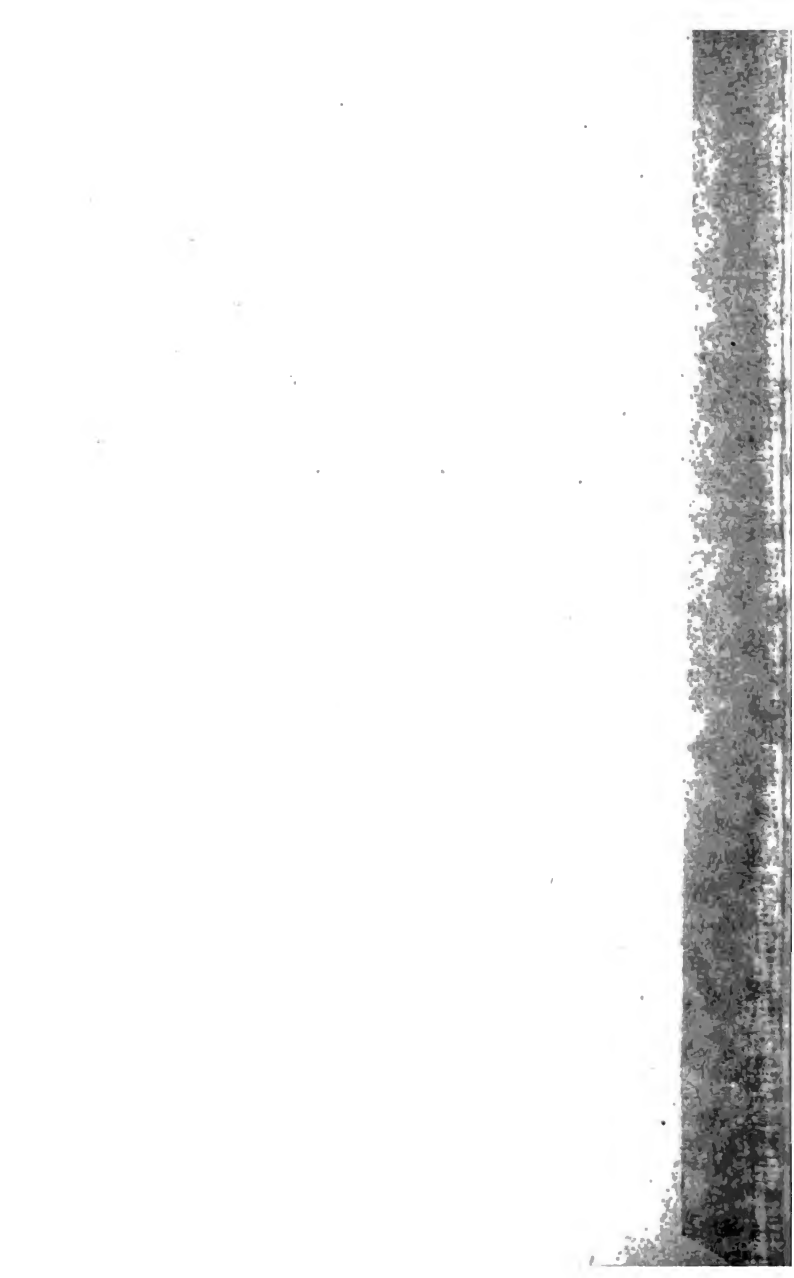
Presented by  
Anita Reinhard



Aus meiner Heimat.







H R

# Aus meiner Heimat

von

H. Dillinger



Berlin und Stuttgart  
Verlag von W. Spemann  
1887.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

## Inhaltsverzeichnis.

|  |     |
|--|-----|
| Uf Karlsruhe' . . . . .                              | 1   |
| Dominke . . . . .                                    | 31  |
| Pfälzer Art . . . . .                                | 51  |
| Ein Weihnachtswunsch . . . . .                       | 71  |
| Dritter Klasse . . . . .                             | 91  |
| Die Geister vom See . . . . .                        | 109 |
| Er cha 's Lebe nit lide . . . . .                    | 127 |
| Ein Narr . . . . .                                   | 147 |
| Die Bettler ums Himmelsbrot . . . . .                | 171 |
| Die Heiligen von der Quell' . . . . .                | 199 |
| Ph. T. . . . .                                       | 217 |
| Das Leben des Leonhard Gras zu<br>Grasseck . . . . . | 237 |
| fabians Aufzeichnungen . . . . .                     | 263 |
| Der weise Salomon . . . . .                          | 285 |
| Der Sänger von Denkerbach . . . . .                  | 303 |
| Die Stiftmühle zu Säckingen . . . . .                | 325 |

4-23-63  
 Ant. K. G.



3494  
 374  
 313  
 (RECAP)



Uf Karlsruhe'.





„**U**f Karlsruh'!“ lautete das Losungs-  
wort im ganzen badischen Ober-  
und Unterland, und da war kein Männ-  
lein und Weiblein, weder alt noch jung,  
das nicht den Kopf darüber verloren  
hätte. Die Truhen wurden geöffnet,  
der alte Staat kam zum Vorschein —  
nun galt's, ihn auszubessern zur Hochzeit  
des Erbprinzen, denn alles war geladen  
zum Freudentag, und nur in einer klei-  
nen Ortschaft im Hanauerland da gab's  
Thränen.

Der Bürgermeister, ein kräftiger, statt-  
licher Mann mit selbstbewußtem Gesichts-  
ausdruck, schlug schon zum zweitenmale  
derb auf den Tisch mit der Erklärung:  
„Un du schlagsch dir der Hansjörri us  
em Kopf, oder du blichsch d'heim, des

sag' ich dir, Annemei." Das Mädchen lag mit den Armen über der Stuhllehne, schluchzte bitterlich und meinte nach kurzer Ueberlegung: „Do muß ich halt d'heim bliebe.“ — „Mann," sagte die Bäuerin, die mit verwickeltem Kopf auf der Ofenbank saß, „du bist doch ä Mann.“ — „Des bin ich," freischte der Bürgermeister, „dafür hab' ich net g'spart, daß mer do einer vun dem dickköpfige Adlerwirt sine fünf Bube kummt un in mein Hus sitzt un hät nix uf der Welt als ä sumres G'sicht! Do sag' ich vielmol merci!“ — „Jetzt, Buer," fiel ihm eine kleine, dicke Frau ins Wort, die die ganze Zeit über neben der Bäuerin gesessen und ungeduldig die Daumen gedreht hatte, „Buer, so hän doch ä Insehe, isch jetzt net im ganze Land ä Fraid, wo mer hinlugt, un Ihr wolle ä Trübsal drus mache us luter Halsstarrigkeit? 's isch werkli wo hr, Buer, denn glaubener denn, Ihr mache im Landsvader uf Karlsruh', un



de junge Brautlütt an ihrem Ehretag a Fraid, wenn Ihr 's schönst Maidel vum Hanauerland in d'Stube insperre, statt nunter schicke? Bigott, des isch mer ä nette G'sinnung — bi so nem Fescht, do müsse d'eigene Sache ganz us em Spiel bliebe — un imene Mensche 's Denke verbiete, isch grad als ob mer em Vieh 's Fresse verbiete wollt. Aber ich will nix g'sait han."

Und die kleine Frau nahm wieder Platz. „Dausend sapperlost,“ fluchte der Bauer und schaute zum Fenster hinaus. „Sei still, Annemei,“ flüsterte die Bäuerin dem weinenden Mädchen zu, „d' Göttel macht's schon recht —“ worauf die junge Person augenblicklich ihr Schluchzen einstellte. Da wandte sich der Bauer um, die Hände in den Hosentaschen, stellte er sich breit vor die Frauen hin. „Mintwege,“ sagte er, „d'Annemei soll mit — 's isch wege der Sache, daß ich nachgib — jeder weiß, ich bin ä

stolzer Mann un kann des Bude un die Sparglemente net libe, aber domit soll's net heiße, daß ich min Pflicht als Unterthan net thu. So viel isch aber g'wiß — seh ich das Maidel eimal mit dem Bu z'samme, so gibt's ä so ä höllischs Dunnerwetter, daß des an Johanni nix dogege war."

Die Göttel, welche immer ausfah, als koste es sie eine heillose Ueberwindung, jemanden ausreden zu lassen, rutschte von ihrem Sitz herab und schoß wie aus der Pistole auf den Alten zu. „Ich sag', ich paß uf — hab' ich eimal net Wort g'halte, Buer?“ — „Des will ich net b'haupte,“ entgegnete er, „un 's wär au ä Niedertracht sundergliche, wenn ich mi net uf Sich verlasse könnt, denn ich bin ä halb blinder Mann.“ — „Mer het doch au ä G'wisse,“ meinte das Mädchen. „Jo, jo,“ brummte der Alte, „mer hän schon vielmol erfahre, was so ä G'wisse hilft, isch emol die Lieb

im Spiel. Dogege hilft nix als — us em Weg.“ — „B’hüt Gott,“ unterbrach ihn die Göttel, „un mache Dich sin un schlage alles andre us em Sinn — d’Hauptsach sin die junge Fürstelütt — schlofe kann ich nimme — sit Anno 56 bin ich net mehr drunte g’sin, do hän mer g’hirot, und der Mann het G’schäfte g’hett — ich weiß noch wie hütt, wie er uf eimol vor mer steht un sait: kumm, sait er, mehr gehe uf Karlsruh! Jetzt isch er lang tot“ — seufzte sie auf — „un daß d’Frau d’heim bliebe muß un Schmerze habe.“ — „’s het au sin Guts,“ meinte diese, „ich bin so ängstlich un glich verschrocke, du aber weißch d’Bege, un wenn der Buer hitzig isch, so bisch d’einzig, uf die er horcht. So bin ich ruewig im G’müt un weiß, d’Göttel macht’s schon recht.“

„Jo, sie macht’s recht,“ versprach diese, nickte ein letztes „B’hüt Gott“ und ging.

Ein paar Tage später fuhr der Bauer mit seiner Sippe zur nächsten Station, wo in lustigem Durcheinander sich Buben und Mädcl zuriefen, begrüßten und mit einem Handschlag sich als zusammengehörig erklärten. Nun schlenkerten sie Arm in Arm nach den Wagen und eroberten sich schreiend ihre Plätze. Zur Annemei gesellte sich ein langer, verlegener Bengel, faßte sie ungeschickt bei der Hand und zog sie nach. Wenig Schritte davon stand der Hansjörri, ein prächtiger Kerl, dem jetzt der Zorn die Wangen dunkelrot färbte, was die Annemei ganz wohl vermerkte, obwohl sie die Augen gesenkt hielt. Bald saß alles, auch der Hansjörri war zu einem Mädcl gekommen, und der Zug dampfte davon unter Zuchhegeschrei, das den ganzen Tag nicht aufhören sollte. Stumm saßen nur die Annemei und der Hansjörri. Die Göttel, welche mit den Männern und Frauen in der letzten Ab-

teilung saß, konnte die beiden jungen Leute von ihrem Platz aus ganz bequem sehen. „Gibt's schenere Lütt als die zwei,“ dachte sie bei sich selber; „'s wär ä Bosheit, do was dogege z' thu — wenn ich nur der Buer 'rumkriegt' — 's isch werkli wohr, d'Mannslütt hen ken Insiht net, wil dem Hansjörri sin Vater ken riche Mann isch — isch dann des au ä Grund, zwei junge Lütt net z'samme z' lasse, wo der Vater g'nug het — wenn ich ihn nur 'rumkriegt'!“ Und die Alte fing an zu reden und hörte während der ganzen Fahrt nicht auf, so daß der Bauer, was er nicht zu sehen, reichlich zu hören bekam. Und diese Zerstreuung that ihm sehr wohl, denn im Grund vermißte er doch die frohe, helle Stimme seiner Einzigen unter all dem lustigen Gefreische.

So gelangten sie „uf Karlsruh“, und die Göttel fühlte sich sehr geschmeichelt, von befrachten Herren mit hohen Cylindern

empfangen zu werden; es machte ihr nur Kummer, daß der Bauer so stolz an den feierlichen Gestalten vorüber-  
 rannte. Voraus waren schon die Musiker, ihnen folgten die Standartenträger, dann kamen paarweise sechsundzwanzig blühende junge Menschen in ihrer kleidsamen Landes-  
 tracht. „Des glaub' ich,“ sagte die Göttel, die in Gesellschaft der Alten hinterdrein marschierte, „do kann mer schon stehe blicke un gucke, gellert, ihr Stadtlütt, so sumre Maidel un Bube liege net am Weg — bigott!“ schrie sie plötzlich auf, „hat sich des Karlsruh' verändert — miner Seel, do kenn' ich mi jo nimme us — die Hüser und die viele Lütt! wenn nur 's Wetter gut bleibt, min Rock duert mi. — o die schöne Fahne un des viel Grüns — aber do — jo was kummt denn do mitte uf em Platz — Buer, 'sich ä Thüre, un was for' ä Thüre, miner Seel, alle Farbe sin druff, un ä Wasser kummt

nebe rus us eme Elefantekopf. — Was,“  
 beehrte sie auf, „do nebe nin werd mer  
 g'schobe — ha, Buer, do seh ich jo nix,  
 ich bin z' kurz. Aber jetzt nur ruewig,  
 sie kumme — Buer, helfe mer, sie ver-  
 drucke mi — un min Rock — 's isch  
 min beschte Rock — do soll doch gleich  
 's Dunnerwetter drinschlage — Allwil  
 kumme se, die junge Herrschafte — G'sehe  
 hab ich net viel als die rote Kutscher  
 un was Wißes ums Wägele rum un  
 drin isch se g'sesse wie ä Rösle — aber  
 grad wie ich recht hab gucke wolle, kummt  
 do einer mit sim vertrackte Hut un nimmt  
 mer d'Ufsicht — ich möcht nur dem Kerl  
 mit sim Hut noch ebbs sage —“ Aber  
 der Bauer nahm sie bei der Hand:  
 „Kumme, Götter, so kleine Lütt verliert  
 mer licht im Gedräng.“ — „Die wiße  
 Kittel vun unsre Bube schiene wit,“  
 erklärte die Alte, „aber jetzt gehn mer  
 ebbs esse, gellert, Buer?“

Bald saßen die Hanauer beim Mahl

und der Hunger ließ fürs erste keine Unterhaltung aufkommen. Es wurde aber lustiger, als der Wein die Kunde machte; erst hatten sich die Paare allerlei zuzuslüstern, die Mädels sicherten, die Buben jauchzten, und jemehr die Lust zunahm, desto trauriger und einsamer fühlte sich die Annemei oben und der Hansjörri unten am Tisch. Zuletzt stürzte der Bursche auch ein paar Gläser hinter und schrie dazu wüßt auf, was die Annemei veranlaßte, die Augen fest zu schließen, um eine Thräne zu zerdrücken. Da schlug der Bauer, der auch getrunken hatte, plötzlich mit der Faust auf den Tisch. „Dausend sapperlost,“ schrie er, „Maidel, sei lustig!“ — „Jo, Vader,“ gab's zur Antwort, „ich bin's jo!“ Da sie aber eben den Mund zum Lachen zwingen wollte, stürzten ihr dicke Thränen über das erschrockene Gesicht, und obgleich sie versicherte: „'s ißh nix, Vader,“ so glaubte es ihr der Alte



doch nicht, sondern stand fluchend auf und wollte auf der Stelle heimreisen. Da war nun die Göttel wieder sehr am Platz, sie beruhigte den Bauern, sprach heimlich auf die Annemei ein und brachte es glücklich dahin, daß das Mädchel am folgenden Tag ein freundliches Gesicht zur Schau trug. Das junge Volk hatte in der Früh Probe zur Huldigungsfeier, wobei die Alten nicht nötig waren; die Göttel führte während dieser Zeit den Bauern in der Stadt herum und unterhielt ihn so gut, daß ihm der Kopf brummte, als er zum Essen kam. Die Jugend saß schon am Tisch, denn Eile war nötig. — „So, Maidel, so mag ich dich lide,“ sagte der Bauer und gab der schmucken Annemei einen derben Schlag auf die Schulter. Sie wurde dunkelrot, um den vollen Mund zuckte es wohl, aber die Augen hatten einen Ausdruck so innigen und doch schüchternen Glücks, daß die Göttel dachte: „So, was hot's

denn do gebe?" Sie sollte nicht lange im Ungewissen bleiben; unter der Thüre stand der Hansjörri und winkte ihr schon eine ganze Weile mit beiden Armen hinter dem Rücken des Alten zu, und jetzt trat ihr auch die Annemei fast gar die Füße ab. „Bigott, Buer,“ schrie die Göttel, „do han ich ebbs vergeße.“ — „Was denn?“ fragte er, aber da sie es selber nicht wußte, machte sie sich eilig aus dem Staub und wurde draußen von dem Burschen empfangen, der sie erst hoch in die Luft hielt, niedersezte und dann anschrie: „Göttel, Ihr müsse us helpe!“ — „Um's Gotteswille,“ feuchte sie, „was hän er ang'stellt?“ — „Mer sin so unschuldig als kleine Kinder,“ erwiderte er; „beide sin mer hinne g'stande in der lezt' Reih', d'Annemei mit em Michel, ich mit em Käthel, uf eimol kummt so ä Herr un sait: ‚Die beide do min vor in d'ersch Reih' — und do sin mer halt vor.“ — „Jo,“ sagte die Göttel,

was ich do z' mache, wenn's die hohe Herre befehle, aber der Buer wird schon thu, denn der het jo kein Respekt vor niemet net, er mag ussehe, wie er will. Gott sei eich gnädig!" — „Göttel," sagte der Bursche und streckte ihr die gefalteten Hände unter die Nase, „helfe, Göttel, 's ich jo en Jammer mit us — mer hän us jo so herzli gern un kenne bi-gott nix defor." — „Jo, ihr liebe Lütt, ihr liebe Lütt," seufzte die Göttel, „was soll ich denn mache, er haut mer jo alles klein z'samme, wann er's merkt." — „Wissener, Göttel," meinte der Bursche, „wenn Ihr ä bißle spät kumme, so kann's der Alt' net gut merke, daß d'Annemei un ich z'sammestehe, die Hanauer sin vorne links, so wit sieht er net, der Alt'." — „Abe ich möt gern was sehe," erklärte die Göttel, „worum bin ich denn do?" — „Göttel," schmeichelte der Bursche, „ich weiß, Ihr thue us den G'falle un dafor merci — daußend mol merci!"

Dem Bauer war's ganz recht, als ihn die Göttel aufforderte, des Nachmittags ein wenig auszuruhen; er hatte die Nacht schlecht geschlafen, und das viele Herumstehen und -gehen griff den starken Mann mehr an als eine Erntewoche. So begaben sie sich kurz vor der Feierlichkeit in die Huldigungshalle.

„Aber Buer,“ meinte die Göttel, sin Ihr unhöflich gege die hohe Herre do an der Thür — 's geniert mi ordli.“ —

„Ich bin so viel wie die Herre un hab' mehr Grund un Bode, als die alle z'samme; laß du mi nur mache, Göttel, un sag', was es z' sehe gibt, Lehre bruch ich kene.“ — „Jo,“ meinte sie, „viel seh' ich net — in der Mitte stehe die Landslütt un uf de Site die Stadtlütt, vorne bi de Lichter sin rote Stühl.“ —

„Un ünsre Lütt?“ fragte der Bauer. —

„Do seh ich ä bißle di wiße Kittel durchschiene, mehner net; wissener was, Buer,“ unterbrach sie sich, „Ihr; bliebe stehe un

ich guck eimol, ob ich net ä bessers Plätzle find'." Sie ging und kehrte bald mit einer eroberten Holzkröte wieder. Eben wollte sie hinauffsteigen, als ein Soldat mit seinem Schatz herantrat und erklärte: „Des isch ä jungs Mädle, die derf do nuff.“ — „Was,“ ereiferte sich der Bauer, „des isch jo was ganz Neu's, tausend sapperlost, do nuff kummt niemet als d'Göttel, denn wissener, Herr Soldat, ob Eier Maidel do nuff steigt, oder net, des isch ganz gleichgültig, aber d'Göttel, die packt für der ganz' Winter Borrot in, un mir hän was z' lache un was z' höre. Un so ebber, sag' ich, g'hört nuff, un damit fertig.“ Jeder der Umstehenden sah das ein, auch der Soldat und sein Schatz, und so stand denn die Göttel oben über einem Knäuel von Stadt- und Landleuten, die sich alle streckten und sie um ihren Standpunkt beneideten. „Wurd's bald?“ brummte der Bauer, da die Göttel ganz gegen ihre Gewohnheit nicht

gleich loslegte: „He,“ entschuldigte sie sich, „wenn halt einer au so viel uf eimol sieht, do weiß er gar net, wo anfangen — allemil — Buer, se kumme, die junge Fürstelütt kumme — er isch ä großer schlanker Herr, un sie ganz wiß, Buer, wie der Schnee so wiß un so fründli. Grüßene Gott, grüßene Gott, junge Frau, un viel Glück uf der Wei ins Lebe. Ame, Ame!“ Der Bauer gab der ganz in Andacht Versunkenen einen Stoß und sofort kehrte sie in die Gegenwart zurück. „Miner Seel!“ schrie sie auf und fing an zu schluchzen. „Hül net 's Bescht weg,“ brummte der Bauer, worauf sich die Göttel faßte. „Ich hab'en g'fehne, wissener Buer, uns' Landsvader hab ich g'fehne und glich kennt; 's het mer ordli a Ruck gebe — denke, Buer, er het graui Haar! — Wenn ich au des g'wüßt hätt', do hätt ich mi net so gräme bruche, wi mine erste graui Haar kumme sin, denn mer sin im gliche Johr gebore,

ich un der Landsvader.“ — „Laß din Weisheit d'heim,“ meinte der Bauer; „was thun sie jetzt?“ Die Götzel streckte sich: „Schon ä ganze Wil red' einer vun de Stadtherre ebbs un wiße Stadtfraule stehe do — jetzt endli rede de junge Fürstelütt und gebet jedem a Hand — aber do isch schon wieder einer, der ebbs red, so Mannslütt könne fen End' finde. — Jetzt kumme endli d'Hoze mit ihre hohe Hüt' un wiße Krage, un ihre Maidel mit de Krönle uf em Kopf — denke, Buer, sie kriege au ä Hand, net numer Stadtlütt allein. — Aber daß Ihr des jung Paar nit sehe könne — Ihr duere mi, Buer — ich könnt' jetzt au so ä paar liebe Kinder habe, wenn's Gott's Wille g'sin wär.“ — „Götzel,“ fuhr der Bauer auf, „bliebe bi der Sach'!“ — „Mer werd doch au noch ebbs denke därfe,“ meinte sie, „un jetzt kumme di vum See — 's isch Zit mit ihre Fisch, wenn se de Herrschafte

noch schmecke solle; des Warte veruniniert alles, d'Blume hänge d'Köpfle, un de Bischener ihrem Hammel ward au d'Zit lang, hörener blöke? Bigott, do kummt einer vun druze mit eme ganz nosse Regeparaple — mi duert nur min Rock — hätt' ich nur ä Bisse Brot oder ä Tröpfli Win, des Luge macht ganz trucke in der Gorgel — jetzt kumme der Landsvader un d'Landsmutter au vor un schüttle de Lütte d'Händ' — isch's denn au mögli — wenn ich so was erlebe thät, do thät mi min Rock nimme duere — Un die Fraid, die sie an ihre junge Lütt hän! Do könne mer ebbs lerne vun dem Familieglück; 's geht net überall so friedli un so herzli zu — jo, jo, Buer, stoße mi nur, denn wo der Mensch nur sin eigene Wille kennt, do sin die andre übel dran.“ — Jetzt aber, Buer, kumme ünsre Lütt — wissener was, mer gehe ä bißle vor — mer g'höre doch a derzu, b'finne Sich net lang.“ — Sie nahm ihn bei der Hand,



und als die jungen Hanauer vormarschierten, standen sie, dank der Energie der Göttel, wirklich vornen auf der Seite. Die Frau befand sich in einer beispiellosen Aufregung, hielt den Bauern krampfhaft an der Hand fest, ihre Linke umfaßte den roten Regenschirm. Auch der Bürgermeister war bewegt, er ärgerte sich zwar darüber, es half aber nichts, obgleich er sich alle Mühe gab, stramm und stolz dazustehen, wie ein echter Bauer, der seinen Wert kannte.

Als zehn Minuten später die Hanauer als die Letzten mit ihrer Musik zur Halle hinausmarschierten, ging die Göttel ganz vornen zwischen dem Hansjörri und der Annemei und kümmerte sich nicht im mindesten um ihren Rock trotz des Regens. „Numme ruewig,“ meinte sie atemlos, mit dem Schirm nach rückwärts deutend, „der Buer muß nix g'merkt habe, denn er het fen Wörtle g'sait — er kummt mit de Burgermeister hinte noch, ihr

brucht net usenander z' gehe — ich aber, miner Seel', ich kann's nimme länger bi mer b'halte, — denke, uf einol kummt der Landsvader uf us zu un red' der Buer an, un fen Minut duert's, kummt au d'Landsmutter, un vu jedem hän mer ä Hand kriegt! Do bin ich g'stande — ich weiß net, hab' ich ä Knick's g'macht oder hab' ich fen g'macht — der Buer aber, denke, der Buer het ä so ä tiefe g'macht, wie ich noch nix an ihm g'sehe hab'. Des isch ä Erlebnis!" — „Ob ich d'Annemei zum Tanz hole derf hütt Obend,“ meinte der Bursche in zögern- dem Ton, „was rotener, Göttel?“ Diese erwiderte: „Z'erscht muß ich ebbs im Mlage habe, dann kann ich erscht wieder denke.“

Die Hanauer hatten sich glücklich einen Tisch auf der unteren Galerie in der Festhalle erobert; an einer Ecke saßen die Bürgermeister zusammen, rauchten und tranken und redeten nicht viel, dann

sagte der eine: „'s war än schwerer Tag — bi Gott.“ — Die Götzel, die sehr gestärkt ausfah, stand vorne an der Brüstung, neben ihr die Annemei; und ziemlich fern von dieser an einer Säule lehnte der Hansjörri. Die übrigen Mädle und Burschen waren mehr oder weniger mit sich selbst beschäftigt, es wurde frisches Schuhwerk angezogen, das Haar glatt gestrichen, Strümpfe und Hosen gereinigt. „Isch des ä herrlich's Durcheinander vu Stadtlütt und Landlütt“, schrie die Götzel von ihrem Beobachtungsposten aus, „bi Gott, so ebbs muß mer erlebt habe, sunst glaubt mer's net — aber au ä so ä Tanzsaal, do werd mer jo müd', bis mer nur dorch isch — un di schen Musik, mer hört sine eig ene Worte net.“ — Der Bürgermeister schob ihr ein volles Glas hin, sie ergriff's und hielt's ihm mit den Worten entgegen: „Buer, uf Eier Alte d'heim —“ Er nickte und trank sein Glas aus. Es war allerlei in seinem

Gemüt vorgegangen, als er vor seinem Landesfürsten stand, dessen gütiger Blick ihn traf; als er das schöne Familienglück, das ihm die Göttel beschrieben, in der Nähe sah. — „Un was bißch du für ä grober, wüschter Mensch,“ fuhr's ihm durch's Gewissen, „vor dem Wib un Kind nix als Furcht hän. — Warum tanzsch net?“ fragte er plötzlich wie aus tiefen Gedanken erwachend und gab seiner Einzigen einen Stoß in die Seite. Die Annemei wurde dunkelrot, sie wagte kaum aufzublicken und sagte nur ganz leise, kaum hörbar: „Lieber Gott —“ Aber die Göttel stand schon zur Erklärung bereit auf der andern Seite des Bauern; wenn er saß, reichte sie ihm gerade bis an's Ohr, und da zischelte sie nun hinein: „Lasse mer's net erlebe, Buer, daß Ihr an so me Tag bis in d'Nacht nin hart bliebe gegen alle Bitte, wie an Dchs, den mer ins Horn pfezt. Hat denn all' des Glück

mit sinem Glanz nit au uf Sich g'schiene  
un Eier Herz uftaut un fraidig g'macht  
im Gedanke: au ich kann glückliche  
Mensche mache? Bigott, wenn, einer  
des kann un thut's net, so isch er ä so  
ä Tag net wert g'sin." — „Amen,“ sagte  
der Bauer neben seiner Pfeife heraus,  
„hab' ich vielleicht g'sait, des Maidel soll  
net tanze — worum hab' denn ä Paar  
Tanzschuh vu Kehl mitgebracht, doch  
g'wiß net zum hocke bliebe?“ Die Göttel  
machte eine energische, nicht mißzuver-  
stehende Bewegung nach dem jungen Ha-  
nauer hin, und der kam alsobald auf  
den Tisch zugerannt mit einem Gesicht,  
aus dem alles Glück der Welt strahlte.  
Gesprochen wurde gar nichts, nur einen  
kurzen Blick warf die Annemei auf den  
Vater, dann verschwand sie am Arme  
des Burschen, dessen Herz sich in einem  
lauten Fuchzer Luft machte. „Jetzt,  
Buer,“ sagte die Göttel und ließ sich  
auf einen Stuhl sinken, „jetzt lasse z'erscht

ä frische Flasche kumme, ich weiß Ihr  
 sin net gizig und vor Fraid bin ich wie-  
 der ganz trucke.“ — „Wo so Wibslütt  
 glich ä Fraid herkriege?“ brumnte  
 der Alte und schenkte der Göttel das  
 Glas bis an den Rand voll. Sie trank  
 sich Mut, rückte näher und begann ihr  
 Werk von neuem. „Buer, wenn einer  
 A sagt, so muß er au B sage — 's  
 wär die niederträchtig's Grausamkeit,  
 die junge Lütte jetzt z'samme z' lasse, um  
 sie nochher wieder usinander z' riße. Ich  
 mein als, Buer, Ihr könnte im Lands-  
 vater hütt fen schenere Struß schenke,  
 als ä glücklich's Menschepaar, denn Buer  
 — wiffener —“ — „Halte 's Mul!“  
 unterbrach sie der Buer, „wenn se aber  
 später net z'samme uskomme, so solle se  
 sich an dich wende, Göttel.“ Einen  
 Augenblick war die Alte sprachlos über  
 die unverhoffte Wendung, dann aber  
 ging sie schnell darauf ein: „Nachher solle  
 se mer numme kumme,“ erklärte sie,

fuhr von ihrem Stuhl in die Höhe und eh' sich's der Bauer versah, war sie auf und davon mitten im Tanzgewühl. Die Göttel war die Person, sich Platz zu schaffen, auch wo es andere Leute schier unmöglich gefunden hätten. Nicht einmal die Festordner mit ihren bunten Schleifen vermochten sie zurückzuhalten, kühn durchbrach sie die Reihen und stand endlich atemlos vor dem jungen Paar: „Um 's Gottswill, Göttel,“ schrie die Annemei auf, „isch ebbs passiert?“ — „Jo, jo,“ keuchte die alte Frau und wischte eine Thräne von der Wange, „frili, frili isch ebbs passirt — ihr sin — ihr sin Brutlütt — wenn ihr nig dagege hen!“ — „Mir?“ schrieen die jungen Leute wie aus einem Mund, und der Bursche setzte hinzu: „Göttel, sin Ihr bi Verstand?“ Sie nickte: „Der Vader gibt's zu — kumme!“ — Hand in Hand, sprachlos vor Ueberraschung folgte ihr das junge Paar durch die Tanzenden hin-

durch, hinauf, wo der Alte saß. Er hatte eben wieder eine frische Flasche kommen lassen und schenkte die Gläser der Seinen voll. Als sie ankamen, meinte er in seiner alten schroffen Weise: „Hat die alt' Schweybas 's Mul net halte könne?“ — „Bader, isch's werkli wohr?“ fragte die Annemei. „Nehme d' Gläser z' Hand,“ sprach der Bürgermeister und erhob sich etwas schwerfällig, „unf' Fürstehus soll lebe und haltet's hoch in Ehre!“ Lauter leere Gläser wurden auf den Tisch gesetzt, es erfolgte ein kräftiger Handschlag zwischen den Männern, alsdann gaben sich die jungen Leute unbekümmert um die Zuschauerschaft einen herzhaften Brautkuß. Die Göttel aber, in dem verantwortlichen Gefühl, daß sie es unbedingt recht machen mußte, nötigte zum Heimgehen, denn der Bauer trank in aller Stille ein Glas ums andere auf das Wohl seiner Landesfürsten, so daß die Alte um ihres Bürgermeisters Würde



besorgt wurde. Auch das junge Volk  
sehnte sich aus dem Lärmen fort, und  
so ließ sich der Bauer überreden und  
schwankte an den kurzen aber festen Armen  
der Götzel zur Festhalle hinaus, voran  
die glücklichen Brautleute. „Herrgott!“  
schrie die Götzel auf, als sie auf dem  
Marktplatz unter dem leuchtenden Feuer-  
bogen hindurch schritten, „von dem Tag  
red’ ich noch, un wenn ich g’storbe bin.“





Dominfe.







„Also,“ sagte die Ladnerin zu der großgewachsenen kräftigen Erscheinung vor ihr, die mit ganzer Aufmerksamkeit einen schwarzen Kleiderstoff betrachtete, „also Dominke, jetzt denkst du endlich ans Heiraten, das ist recht; so eine brave Person darf von Gottes und Rechts wegen nicht ledig bleiben, 's wär' ewig schad'.“

Dominke nickte, die Augen auf den Stoff geheftet: „Teuer ist das Zeug, aber so einen Hochzeitsstaat kauft man sich nur einmal im Leben, das Kränzle gibst dafür ein wenig billiger.“

„Der kleine kostet ja fast nichts,“ rief die Verkäuferin, „aber du mußt schon den dicken nehmen, Dominke, weil halt der Franz doch um drei Jahr jünger ist als

du, da ist's klug von der Frau, sich 'raus zu streichen."

„Meinst," sagte Dominke und streckte die Hand nach dem größeren der Kränze aus; sie zog dieselbe aber ebenso schnell wieder zurück — „ach was, ich mag das Gespreize nicht leiden, der dicke Kranz nimmt mir kein Jahr von meinen sechs- undzwanzig weg, her mit dem kleinen — Hochmut kommt vor dem Fall." — Damit schlug sie auf den Tisch, die Ladnerin packte das Gefauste in den Korb, ließ sich bezahlen und geleitete Dominke vor die Thüre. Fest ausschreitend, die Arme in die Seiten gestemmt, ging das Mädchen die Landstraße entlang. Als sie in die Wiesen einbog, kam ihr ein kühler Luftzug entgegen; Dominke bückte sich, riß einen Grashalm ab und nahm ihn zwischen die Lippen; mit dem Geschmack, der sich ihrer Zunge mittheilte, kam ihr eine Erinnerung. Einen Grashalm im Mund, war sie als zwölf-

jähriges Mädchen, Blumen suchend, denselben Wiesenpfad entlang geeilt, als ihr eine wunderliche Gesellschaft in bunten Lappen entgegen kam. Sie wich zur Seite, und das Gesicht mit den Händen beschattend, ließ sie die Leute an sich vorüber ziehen. Es war eine Kesselflickerfamilie; der Mann führte den zottigen Hund an der Leine, welcher einen mit Gerätschaften und Kindern angefüllten Karren zog. Hinterher schlürfte ein Weib, an dessen Rock einige größere Kinder hingen. Beim Anblick des sauber gekleideten frischen Bauernmädchens, das mitleidig in den Karren schreiender Kinder schaute, blieb die Frau plötzlich stehen. — „Willst eins?“ — fragte sie. Dominke nickte, und ehe sie sich's versah, lag ein kleines Wesen zwischen den Blumen in ihrer Schürze; sie schlug diese schnell zusammen und eilte mit ihrem Geschenk nach Hause. Ihre Mutter, eine wohlhabende Bäuerin, schaute nicht wenig

betroffen drein, als Dominke plötzlich mit einem schreienden Kind und der Erklärung über die Schwelle trat: — „Mir gehört's — mir ganz allein!“ —

Und da half weder Schelten, noch Sträuben; Dominke hatte etwas Gewaltthätiges in ihrer Natur, dem die sanfter geartete Mutter keinen Widerstand entgegen zu setzen vermochte. — „Aber ich will mit dem Balg nichts zu thun haben,“ erklärte sie — und dazu wurde ihr auch gar keine Gelegenheit. Dominke schleppte sich den lieben langen Tag mit ihrer Puppe und opferte, ohne zu klagen, dem Kind ihre Nachtruhe. Sie verkündete auch, als sie heranwuchs und die Burschen ansingen, sich nach ihr umzuschauen: „Es wird nicht geheiratet eh' die Renzi sechszehn ist und dienen kann; das seh' ich nicht mit an, daß mir einer das Mäd'el zum Haus hinaus schaut, denn das weiß jeder, die Bauern vergunnen einem Fremden den Bissen im Mund.“



Nach dem Tod der Mutter bestellte sie Haus und Hof allein, und ihre Freier heirateten nacheinander andere Mädchen, bei denen sie keine Wartezeit zu befürchten hatten. Die Renzi wurde inzwischen sechszehn, war aber noch immer zu Haus. Franz, der Nachbarssohn, dessen Beine über dem Gartenzaun gehangen hatten, seit Dominke denken konnte, warf all ihre Zweifel über den Haufen durch die Versicherung: „Wegen meiner brauchst die Renzi nicht fort zu thun.“ — Eigentlich war ihr der Bursche auf diesen Ausspruch hin erst lieb geworden, und von Stund' an schaute sie fröhlich und guter Dinge der nahen Hochzeit entgegen.

Als Dominke sich ihrem Häuschen näherte, langte sie in die Tasche und zog einen Kringel daraus hervor; leise auftretend setzte sie ihren Korb auf die Bank draußen und streckte das lachende Gesicht durchs offene Stubenfenster. Gerade unter ihr saß das Paar, aber nicht

in harmlosem Geplauder ihrer wartend, sondern tief erregte Worte murmelnd, von Schluchzen unterbrochen.

„Ich hab's halt nicht gewußt,“ stieß Franz hervor, „nichts gewußt hab' ich — als der Vater sagte, du heiratst hinüber — die Wiesen stoßen zusammen — gescheiter könnt's gar nicht passen — da hab' ich mir weiter nichts gedacht und war's zufrieden. Aber jetzt ist mir's gekommen — die Dominke ist's nicht — du bist's.“ —

Menzi barg das Gesicht an seiner Schulter, und so saßen sie und schluchzten und bemerkten den Schatten nicht, der vom Fenster über sie herfiel. Dominke trat zurück, ihr Fuß zerquetschte den Kringel, der zerbrochen auf der Erde lag, ihr Gesicht war plötzlich alt geworden, als wären Jahre darüber hingegangen. Mit vorgestreckten zitternden Händen näherte sie sich der Thüre, jedoch statt sie zu öffnen, wandte sie sich plötz-

lich um, nahm ihren Korb auf und trug ihn in die Küche. Alsdann rannte sie an dem Garten vorüber ins freie Feld. Sehr lang lief sie so hin, unfähig einen Gedanken oder Entschluß zu fassen; gegen Abend kam sie auf einer Holzbrücke an, auf der ein Kreuzifix stand; vor diesem sank sie in die Kniee, barg das Gesicht in beiden Händen und rührte sich nicht mehr. Es dunkelte längst, als sie aufsprang, einen flammenden Blick zum Heiland hinauf sandte und dann eilenden Schrittes in einen Waldweg einbog, der sie binnen kurzem vor die Ueberreste einer ehemals stolzen Burg brachte. Der Mond verklärte jetzt das verwiterte Gemäuer, an dem sich der Epheu emporrankte; eine Krähe kam neugierig dem nächtlichen Gast entgegen gehüpft, Hundegebell ertönte aus dem unteren Gelaß, dessen Thüre offen stand. Dominke ging die paar Stufen hinab und schaute in den feuchten, keller-

artigen Raum: „Hirtle, seid Ihr zu Haus?“

Ein altes Weib mit tausendfaltigem Gesicht kam zum Vorschein, mit ihr eine Schar Krähen, Katzen und Hunde. Sie nickte Dominke zu, die sich auf den herabführenden Stufen niedergelassen und leise fröstelte.

„Ihr kennt mich doch, Hirtle,“ sprach sie, „ich weiß, Ihr geht mit Geheimkräften um und könnt wahr sagen. Ich fand meinen Schatz bei einer anderen sitzen, und Ihr sollt mir ein Mittel geben, daß ihnen das Lieben vergeht. Wißt Ihr was gegen's Lieben — aber es muß was recht Starkes sein —“

„O ja,“ sagte die Alte und strich mit der magern Hand über den Rücken der Katze, daß Funken aufstoben, „bei mir haben sich schon vornehme Leute Hilfe geholt, und ich hab' mancher Gräfin in die Hand geschaut. Aber wenn ich Euch helfe, wird es Euch auch einfallen,

mir des Sonntags auf dem Kirchenplatz einen guten Tag zu bieten?"

„Nein,“ sagte Dominke, „denn es geht die Rede, daß Ihr nicht an unseren Herrn und Heiland glaubt — oder glaubt Ihr an ihn, könnt Ihr ja sagen und mich anschauen?“

„Warum laßt Ihr Euch denn dann nicht von Euerem Heiland helfen und kommt zu mir?“ fragte die Alte. Da sprang das Mädchen in die Höhe, sie zog eine Hand voll Silbergeld aus der Tasche und warf's der Alten vor die Füße: „Ich hab' gebetet — die Händ' zu ihm gerungen, er soll mir den Brand im Herzen stillen — nicht gerührt hat er sich, und ich halt's nicht länger aus, drum komm' ich zu Euch.“

Die Alte nickte: „Gut, ich hab' das Mittel, aber bietet mir ein „Grüß Gott“ vor den Leuten. —

Dominke verscheuchte die Krähen, welche sich um ihr Silbergeld stritten,

nahm's von der Erde, warf's wieder hin und leuchte endlich mit aschfahlem Gesicht:

„Ich versprech's — ich versprech's — macht hurtig, daß ich fortkomm' —“

Die Alte verschwand in ihrem Geleß; bald darauf kam sie wieder, zwei kleine Flaschen in den Händen.

„Die mit dem Strohband nimmt die Schönheit, macht die Zähne los, die Augen triefen, die Haare schwinden; den Trank gebt dem Mädel, und sie steht Euch nimmer im Weg. Die andere Flasche tötet das Herz im Menschen; ist einer stark, muß er alles haben, für einen Schwachen ist die Hälfte genug.“

Dominke nahm die Mittel an sich und ging davon. Zu Hause angekommen, verfügte sie sich in die Küche und schüttete den Inhalt der mit dem Strohband bezeichneten Flasche in einen Topf Milch, der mitten auf dem Tisch stand. Hierauf entledigte sie sich ihrer Schuhe und

trat in die Schlafstube; sie wollte keinen Blick nach der Kenzi thun, aber das Mondlicht, welches gerade auf das Kopfkissen des zweiten Bettes fiel, zog ihre Blicke immer wieder an. Kenzi war blaß, aber sie schlummerte fest, zwischen den offenen Lippen schimmerten die kleinen Zähne, die sie nun bald verlieren sollte. Dominke schloß die Augen, öffnete sie aber gleich darauf wieder, um sie auf Kenzis schönes welliges Haar zu heften, das von jeher ihr Stolz und ihre Freude gewesen. „Damit ist's nun auch aus,“ sprach sie, erschrak über den Ton ihrer Stimme, undkehrte das Gesicht der Wand zu. Indem sie nun nicht mehr hinüber schaute, tauchten plötzlich ihres Schüglings Augen vor ihr auf, diese glänzenden braunen Kinderaugen, die ihr so vielmal entgegen gelacht, die sie getrocknet, wenn Thränen sie netzten! Ein Schauer durchfuhr ihre Glieder, sie barg das Gesicht in ihrem Kissen, es

half nichts, sie sah immer Menzis Augen, die sich bittend und groß auf sie hefteten. Nichts sie nicht zu Grund — verderbe sie nicht — flehte es in ihrem Innern. — „Jetzt grad“ — sprach sie laut und hielt sich die Ohren zu, „falsch ist ihr Glanz und falsch ist sein Herz — fort damit —“

Im nächsten Augenblick jedoch stand sie auf den Füßen, sie eilte in die Küche, tastete nach dem Milchtopf und leerte dessen Inhalt zum Fenster hinaus.

Zu Mittag kam der Franz; sie sagte wie immer: „Bleib zum Essen“ — und hantierte am Herd herum, heimliche Blicke auf die jungen Leute werfend, welche am Tisch saßen und kein Wort sprachen. „Dir brau' ich was,“ murmelte Dominke und stellte ein Glas sauern Weines vor den Burschen hin. Dann brachte sie das Essen, und ihre Augen irrten raubtierartig von einem der Schuldigen zum anderen. Plötzlich — Franz streckte eben



die Hand nach dem Weinglas aus, — kam sie ihm zuvor, ergriff's und trank's mit einem Zug hinunter. „Proßt,“ sagte sie, hart auflachend, als sie jedoch die betretenen ängstlichen Gesichter der beiden jungen Menschen gewahrte, fuhr's ihr wie mit einem Messer durch die Seele, und das Antlitz in den Armen vergrabend; brach sie in ein leidenschaftliches Schluchzen aus. Wie aus weiter Ferne tönte banges Rufen, Schreien und Weinen in ihr Ohr, als sie jedoch aufspringen wollte, kam sie ins Stürzen und stürzte so viele Klafter tief, bis sie auf einem feuchten Grund aufzuschlagen glaubte.

Aha, dachte Dominke, das ist das Grab, und nun handelt sich's um weiter nichts, als daß ich den Weg ins Himmelreich finde — wie aber wird mir's gehen nach dem, was ich gethan, und wo ich nicht einmal Zeit gehabt, Reu' und Leid zu erwecken —

Da — sie wußte nicht, wie ihr geschah, stand sie plötzlich auf einer schönen Flur, wo schneeweiße Lämmer und Kinder friedlich grasten. Unter der Thüre eines hohen Hauses mit farbigen Fenster-scheiben aber lehnte die Muttergottes und sagte mit einem freundlichen Nicken: „Grüß Gott, Dominke!“ — „Fast gar,“ sagte diese, „hätte ich dich nicht erkannt, weil du nicht in Purpur und Seide gehst wie in der Kirche, sondern im einfachen wollenen Rock.“

„Hochmut kommt vor dem Fall,“ sprach die Muttergottes und führte Dominke in die holzgetäfelte Stube, in deren Mitte ein langer Tisch stand. Einen Augenblick verschwand die Muttergottes, um gleich darauf mit einer großen Schüssel wieder herein zu kommen; sie setzte sie mitten auf den Tisch, und nun ging vor der Thüre ein umständliches Scharren und Kratzen los, als ob eine Masse Menschen sich die Schuhe reinigten;

hierauf überschritten sie die Schwelle, Männer und Frauen, auch Kinder, und alle sahen froh und glücklich aus. „Es sind die, welche nie an ihrem Heiland gezweifelt,“ sagte die Muttergottes; und sie umstanden den Tisch, die Hände über der Lehne ihres Stuhles oder über der Brust gefaltet, die Blicke auf die Thüre gerichtet. Ein alter Mann sprach: „Komm Herr Jesus, sei unser Gast —“

Da trat der Gerufene langsam und freundlich über die Schwelle und nichts zeichnete ihn vor den anderen aus als der sanfte Blick seines Auges. Schluchzend sank Dominke zu seinen Füßen nieder; sie dachte: Jetzt wird das Gericht über mich ergehen. — Allein der Heiland sprach weiter nichts als: „Steh auf“ und sie durfte an seiner Seite Platz nehmen und mit ihm aus einer Schüssel essen, und alles Leid war aus ihrem Herzen geschieden.

„Ach, lieber Heiland,“ sagte sie, „nun

bist doch du es, der mir geholfen nach allem, was ich gethan — denn du wirst es doch wissen, daß ich der Hirtle einen Gruß versprochen, die nicht an dich glaubt?“ — Und voll Reue gegen die Brust schlagend, schaute Dominke zum Heiland empor. Da war ihr, als rücke er ferner und ferner, wie aus einem Lichtmeer schaute sein milblächelndes Antlitz auf sie nieder, sie fühlte einen leichten Druck auf ihrem Haupte und öffnete die Augen.

„O Dominke, Dominke!“ schluchzte Renzi und sank vor dem Bett in die Kniee, „machst du endlich die Augen auf — einen Tag und eine Nacht lang denk' ich, du stirbst dich zu Tod, und halt' dich fest in deinem Bett und bet' zum Himmel — und o — die grausigen Dinge, die du zusammen geredet — vergib — Dominke, ich hab' ihn nicht mehr gesehen, den Franz — er kommt nur ans Fenster und fragt, wie dir's geht. — Man hat

dir zu Ader gelassen vor einer Stund',  
und da hast du gelächelt wie ein Kind,  
und ich dacht', du gingst in die Ewigkeit  
ein. Das hätt' ich nicht überlebt —"

Und sie schluchzte zum Erbarmen.  
Dominke schaute ganz ruhig, wie ver-  
härt, über das blonde Haupt hinweg  
nach dem Fenster, wo Franz stand und  
mit verhärmten Gesicht herein starrte. —  
„Nun wart,“ murmelte sie, den Blick  
lächelnd ins Leere richtend, „nun sollst  
du's erleben, daß eine Gnad' die andre  
wert — — Renzi,“ sprach sie laut,  
„geh, hol mir mein' Brautsach' aus der  
Küche!“

Das Mädchen beeilte sich, ihren  
Wunsch zu erfüllen; alsdann suchte  
Dominke den Brautkranz unter den  
Sachen hervor, die im Korb lagen. —  
„Nun knie nieder, daß ich ihn dir auf-  
probier' — es war mir doch, gleich als  
ich den dünnen Kranz nahm, als paßt  
er nicht für mich — und jetzt steh' auf

und geh zum Franz und reich ihm die Hand —“

„Lieber sterben,“ schrie Renzi.

„Das muß erst verdient sein — auf der Stell' geh und sei glücklich —“

„Aber du — du —“ schluchzte das Mädchen.

„Ich“ — meinte Dominke und that wieder ihren sonderbaren Blick ins Leere, „s' gibt noch andre Freuden als Hochzeit machen.“



Pfälzer Art.





Alleweil fidel — lautete Schneider Valentins Wahlspruch — nur spielte ihm, als er sein „Herzens-Trautche“ heimführte, sein Leichtsinn einen sehr bedenklichen Streich. Der Hochzeiter im Vatermörder, mit einer Nase, in die es regnete, und Augen, die wie Funken sprühten, kam mit seinem hübschen „Trautche“ eben vom Standesamt; eine Stunde später sollte die kirchliche Trauung stattfinden, und bis dort wollte sich das Paar mit einem Glas Wein auf die anstrengende Festlichkeit vorbereiten. Im „Schwarzen Adler“, dem bescheidenen Schneiderhäuschen gegenüber, war das Hochzeitessen bestellt. Nun aber geschah's, daß die Vettern und Basen schon alle angekommen waren, hungrig und durstig vom



weiten Weg, und kaum trat das junge Paar über die Schwelle, gingen die Glückwünsche los, und jeder zeigte sich froh, daß die Trauung überstanden, und schrie nach der Suppe.

„Ja halt,“ wollte Valentin einwenden, „die Sach' ist noch nicht so weit — der Hauptpunkt — der Kirchensegen fehlt“ — wer aber nicht zu Wort kam, war er.

Schließlich, als man ihm Gehör schenkte, erschien gerade die Suppe, und er genierte sich, nun plötzlich allen Jubel der eßlustigen Leute zum Teufel zu jagen mit der Bemerkung: „Erst muß zur Kirche gegangen werden.“

„Weißt Schatz,“ wandte er sich zu seinem Trautche, „wir gehen nach dem Essen.“

Aber mit dem Wein erfaßte sein an sich sorgloses Gemüt eine solche welt- und sittenverachtende Stimmung, daß er zwar die Englein im Himmel geigen zu hören glaubte, aber von den Pflich-

ten, die der Mensch gegen diesen Himmel hatte, so wenig mehr wußte, als von der Stunde, in der ihn der Geistliche in der Kirche erwartete.

„Weißt Schatz,“ sagte er, als er spät in der Nacht mit seinem Trautche über die Gasse wandte, „wir gehen morgen.“

Und sie war's zufrieden, denn sie ließ sich gerne treiben und freute sich in aller Ruhe des Lebens, während ihr Valentin dies mit quecksilberner Hast besorgte. Den anderen Tag gingen sie natürlich auch nicht, denn ein Teil der Verwandtschaft war noch da, die Hochzeitsbrocken verzehren zu helfen; man machte einen Ausflug über den Neckar, und der „süffige Pfälzer“ that ein übriges, um alle grillenähnlichen Gedanken in die Flucht zu schlagen.

Endlich nahmen aber die Hochzeitsfeierlichkeiten ihr Ende, und das junge Paar befand sich eines Tages allein in seinem Nestchen und hätte nun mit Muße

an das Nachholen der versäumten Pflicht gehen können. Allein da gab's nun wieder so allerlei — erst die Lust aneinander, dann die Freude an' dem kleinen Haushalt, den man noch zu ergänzen hatte. Valentin war ein gesuchter Meister; drei tüchtige Gesellen saßen in der großen Mittelstube, wo's immer laut herging, denn in friedlichen Zeiten wurde wie im Taglohn gesungen, geriet der Meister aber in Wut, so war's erst recht lustig; denn dann hüpfte er schimpfend und fluchend wie eine Heuschrecke über Tische und Stühle, mit der Ellmese nach rechts und links Hiebe austeilend, ob's traf oder nicht. Die Gesellen sprangen von ihren Plätzen, erstickten vor Lachen, warfen alles durcheinander, stießen sich über den Haufen, fielen dem Meister zwischen die Beine, und war die Unordnung aufs höchste gestiegen, so kam Valentin wieder zu sich, verfluchte im Innersten seine Seele, die ihm immer wie eine Rakete

aus der Haut fuhr, und überließ seinen Gesellen das Aufräumen, was sie stets mit Lust und Liebe nach der stattgehabten Motion thaten.

Auch Trautche, die erst große Augen zu dem Höllenlärm gemacht, gewöhnte sich in kurzer Zeit an das wöchentliche Donnerwetter, lachte von ihrer Hinterstube aus mit den Gesellen um die Wette, wenn der Meister „rafetete“, und sang in friedlichen Zeiten alle Schelmen- und Liebeslieder herzhast mit. Nur waren sie noch immer nicht kirchlich getraut, und es wurde auch nicht mehr darüber geredet, bis eines Tages ein kleiner Bursche zur Welt kam und durch sein lustiges Strampeln und Schreien den Vater zu Freudenthränen rührte. Er nahm seinen Cylinder, Pate und Patin — der älteste Geselle und dessen Braut — trugen den jungen Erdbürger hinter ihm drein — so ging's zur Kirche, wo Valentin erst mit dem Herrn Pfarrer

in der Sakristei einer geheimen Unterredung pflog, die damit endigte, daß des Schneiders bartloses Gesicht ganz in Neuethränen unterging; nur die Nase behielt ihren unverschämt lustigen Ausdruck, den keine Thränenmacht der Welt wegzulöschen vermochte. Als er den getauften Valentin der Mutter in die Arme legte, gab es kaum zwei Menschen, die es ernster und heißer mit ihren Vorsätzen meinten, als Valentin und sein Trautche. Nichtsdestoweniger fiel der Tauffschmaus über die Maßen lustig aus, und es war ordentlich, als ob das Käufchlein, das sich der Meister an diesem Tage gestattetete, ihm auf Wochen hinaus das Gedächtnis raubte, denn von der Trauung war nicht mehr die Rede. Trautche, die nie die Inititative ergriff, ging in hellen Mutterfreuden auf, in die sie sich um so lieber versenkte, als ihr anfang, vor dem Gedanken zu grauen, mit ihrem Valentin

als arme Sünder vor dem Herrn Pfarrer zu stehen.

Mittlerweile ging das Geschäft immer flotter, und alljährlich wanderte Freund Valentin mit einem neuen Täufling zur Kirche, weinte aufrichtige Neuethränen und versprach das Blaue vom Himmel herunter. Das nachgiebige, behagliche Trautche aber wollte immer weniger von dem unglückseligen Kirchgang wissen, je mehr quecksilberne und indolente Sprößlinge um sie herum zu spielen begannen. Sie erklärte, in den Boden zu sinken, wenn der Herr Pfarrer sie nach der Zahl der Kinder frage, und habe die „trockene Trauung“, wie sie die standesamtliche zu nennen pflegte, so lange gehalten, so halte sie auch bis an ihr seliges Ende. So lebten sie im alten Stile weiter, und nur manchmal schaute Valentin mit einer plötzlichen Besorgnis über die vielen Köpfelein hin, von denen einige schon über den Tisch ragten, und es flog

ihm durch den Sinn: Ihr armen, unkirchlichen Kinder, am End' habt ihr der Eltern Leichtfinn zu büßen.

Dieses Gefühl nahm zu, als er seinem Aeltesten, der ein gar aufgeweckter Bursche war, den Katechismus abhörte; als Valentin II. aber gar eines Tages erklärte, das Predigen sei das Schönste, was es auf der Welt gäbe, und er wolle Pfarrer werden, da durchfuhr's den unglücklichen Vater wie der Blitz; er griff mit noch nie dagewesener Energie nach seinem Cylinder und flog wie besessen durch die Gassen ins Pfarrhaus. „Hochwürden,“ begann er, „schmeißen Sie mich nicht hinaus, denn es steht geschrieben in der Bibel, daß man einige hundert Male verzeihen soll, was ein echtes Gotteswort ist. Mein Trautche, wissen Sie, kann zur Zeit wieder nicht kommen, da abermals ein Malheur unterwegs. Ist aber sonst eine kernbrave Seele, und hatte schon das schwarzseidene

Kleid an, um den schweren Gang zu wagen, da war's ihr zu eng; ein anderes Mal befanden wir uns auf der Gasse und hatten nur noch einen Katzenprung bis zum Pfarrhaus, da kommt ein eben getrauter Gesangsbruder mit Gattin aus derselben unglücklichen Kirche, und wer sich einbildet, wir kämen zu seiner Hochzeit, und uns ins Wirtshaus schleppt, war er! Hochwürden, ich bin ein Mann, der unter einer Kette von Verhängnissen seufzt, und darum komme ich heute mit der Anfrage: Könnten Sie mich nicht jetzt gleich im Beisein des Meßners mit meiner abwesenden Frau trauen, für deren „Ja“ ich Ihnen mit Leib und Seele hafte? Da wär' meinem Trautche mit eins alle Scham erspart, und das Pläster, könnt' ich ihr den Kirchensegnen so hinter rucks mit heimbringen!“

„Ja wohl,“ beehrte der Geistliche auf, „für Eueren Leichtsinn und Euerer Gottlosigkeit soll man's Euch auch noch



so bequem wie möglich machen! Wie viele Jahre hab' ich in Euch hinein geredet, Eueren Versprechungen geglaubt und Euere Neue für ehrlich gehalten —“

„Und war sie's vielleicht nicht,“ schrieb der Schneider, „allein alle Dinge haben zwei Seiten, und Hochwürden sehen sie leider immer nur von meiner schlechten —“

„Das ist richtige Pfälzer Art,“ unterbrach ihn der Geistliche. „Euch muß am jüngsten Tag ein ganz besonders gewaltiger Bosaunenstoß aus dem ewigen Schlaf wecken, denn wenn Euch nicht gleich das Trommelfell platzt, seid Ihr leicht im stand, die himmlische Musik für einen fidelen Walzer zu halten. Zum letztenmal — macht öffentlich gut, was Ihr versäumt, oder ich rechne Euch zu den Abtrünnigen, mit denen die Kirche nichts mehr zu thun hat.“

Valentin ging in sich während des ganzen Heimwegs, allein es war nun einmal in diesem Menschenherzen kein

Boden für Trauer oder Betrübniß, und so kam's eines Tages glücklich wieder dazu, daß der Meister seinen Aeltesten ins Pfarrhaus schicken mußte, mit der jährlichen Anfrage, wann er seinen Jüngsten taufen lassen könne.

„Der Neunte?“ fuhr der Geistliche auf.

„Ja,“ erwiderte Valentin, „und ob's in der Früh sein könnt', der Vater laßt uns immer gern in der Früh taufen —“

„Ich will dir auch sagen, warum er den hellen Tag scheut,“ begann der Geistliche nach kurzem Besinnen, „dein Einsegnungstag ist nah, und du bist klug und verständig und kannst mich verstehen. Merke wohl, mein Sohn, deine Eltern sind brave Leute, aber ihr Christentum ist flau und daraus entstand die Sünde. Standesamtlich sind sie getraut, aber aus unerhörtem Leichtsinn verpaßten sie der Kirche Segen und haben ihn bis auf die heutige Stunde nicht nachgeholt. Du weißt, die Ehe ist ein Sakrament, und

bist fähig, zu begreifen, daß ein Bund ohne kirchlichen Segen wohl vor den weltlichen Mächten, nimmermehr aber vor den himmlischen besteht. Stell' es drum klug und fein an, mein Sohn, und ruhe nicht, bis du deine Eltern auf den rechten Weg gebracht, damit du dich ihrer an deinem Ehrentag nicht zu schämen hast."

Valentin II. fühlte sich von dieser Rede tief betroffen, denn er war, wie gesagt, ein aufgewecktes Bürschlein, in dem sich die ausgesprochenen Eigenschaften der Eltern in gedämpfter Weise reproduzierten, so daß er sich weder überstürzte, wie der Vater, noch fünfe grad fein ließ, wie die Mutter. Tiefen Ernst in den jugendlichen Zügen, trat er bei den Seinen ein. Es war Sonnabend, die Gesellen polterten die Treppe hinab; Vater Valentin nähte, während er sich mit seinen Buben herumzankte und puffte, an dem Konfirmandenanzug seines Nel-

testen. Die Abendsonne lugte zu dem offenen Fenster der Hinterstube herein, im Hof stand ein Maulbeerbaum, in dessen Zweigen die Sperlinge ein heilloses Gefreißche verführten; sie wurden aber noch überboten durch die Schneidersöhne, von denen der jüngste in der Wiege schrie, und der zweitkleinste, vor der Mutter auf dem Tisch sitzend, sie mit der ganzen Kraft seiner Lunge anfang. Trautche war noch immer ein kernfrisches, hübsches Weib mit runden Wangen, runden Schultern, runden Bewegungen, und wahrscheinlich auch runder Seele. Der Große stand einige Augenblicke unentschlossen hinter ihrem Stuhl, endlich sagte er ihr leise ins Ohr — er hätte auch laut sprechen dürfen, so groß war der Lärm: „Mutter, ich wünsch' mir zur Einsegnung keine Uhr — aber daß ihr euch kirchlich trauen laßt —“

Da barg sie, tief erschrocken und purpurrot, das Gesicht in dem Schoß des

Kleinen, der sich sofort über ihre Haare hermachte.

„Mutter, versprich mir's,“ beharrte Valentin.

„O Bub, er wird uns herunter machen vor der ganzen Kirche, und wir werden dastehen wie die armen Sünder —“

„Nein, nein, er weiß recht gut, daß ihr brave Leute seid, und wird euch nicht wie schlechte behandeln — thu's mir zu-  
lieb, Mutter —“

Valentin wußte recht wohl, was er damit sagte, er war ihr Augapfel, und sie hatte ihm zu Willen gelebt von dem ersten Tag seines Lebens.

„Nun ja denn,“ flüsterte sie.

Des Abends gab's eine lange Unterredung zwischen den Eheleuten, und das Ende vom Lied war, daß Trautche ein neues schwarzseidenes Kleid und er einen Cylinder haben mußte.

„Weißt, Schatz,“ sagte er, „dem alten Kerl trau' ich nicht mehr recht, den

hab' ich schon so vielmals wegen der verfluchten Hochzeit auf den Kopf gestülpt, und immer war's für nichts — nur frischen Mut — 's ist wie beim Zahn=ausziehen — Schwub ist's fertig und vorüber —“

Aber sie blieb doch gedrückt, denn sie konnte die Vorstellung nicht los werden, vor einer ganzen Kirche voll Leute blamiert zu werden, und jemand anders als ihr Meltester hätte sie zu dieser Selbstverleugnung nicht vermocht.

Die Trauung war auf neun Uhr, gleich nach der heiligen Messe, anberaumt; als Zeugen figurirten erster Gefelle und Frau.

Trautche, mehr tot als lebendig, schwanke am Arm ihres Mannes aus der Sakristei; die Kirche prangte schon im vollsten Schmucke, denn tags darauf war das Einsegnungsfest, und also wandelte das Paar zwischen Blumen und Sonnenstrahlen, die zu allen Fenstern

hereinfluteten. Aber noch ein anderer Empfang wurde ihnen zu teil, ein Empfang, der Frau Trautche vollends um die schwer behauptete Fassung brachte, während Valentin, ebenfalls erschüttert, nichts hervorbrachte, als immer nur: „Uff, Trautche — uff!“

Es tönte ihnen nämlich aus sieben Knabenkehlen ein laut schallendes — „Großer Gott, wir loben dich“ -- entgegen, und das schwerbedrängte Hochzeitspaar kannte diese Stimmen nur zu gut, auch waren die jugendlichen Sängere rechts vom Altar zu sehen, von Valentin überragt, der mit ruhiger Würde die zweite Stimme sang. Der Pfarrer wartete ein paar Augenblicke, da die Burschen aber unbeirrt weiter sangen, nahm er die Trauung vor und gab alsdann den Kindern ein Zeichen, zu schweigen, da er sprechen wollte. Er wurde aber nicht verstanden oder nicht beachtet -- vielleicht auch hatten sich die Kinder vorgenommen,

hier niemand außer sich selber zu Wort kommen zu lassen — wie dem auch sei, sie sangen unentwegt weiter und ließen den Meßner nach Lust schimpfen und drohen, und die Leute in den Bänken lachen und kichern.

Des Geistlichen Blick aber begegnete den Kinderaugen, die sich, bittend und beschwörend, bald auf ihn, bald auf das zitternde Elternpaar hefteten, und es ging dem Diener Gottes plötzlich ein Licht auf von dem Zweck dieser Stimmen, welche die seine zu übertönen suchten. Und er erkannte, daß allwo die Liebe mit Engelszungen redete, er keinen Tadel mehr zu sagen hatte, sprach den Segen über das Paar und schloß die Trauung mit einem lauten — Amen.







# Ein Weihnachtswunsch.







Im Hause des reichen Holzwart merkte man nichts vom heiligen Abend; die Bäurin war gestorben, und jeder hatte nach dem Leichenbegängnis, müde von dem, was der Tag gebracht, seine Schlafstätte aufgesucht. Nur der Bauer konnte es nicht in seiner Stube aushalten und irrte durchs Haus, überall mit dem Licht hinleuchtend, als vermute er Diebe im Versteck. Die kranke Frau, die zehn Jahre im Bett lag und nur ächzen und stöhnen konnte, war ihm eine rechte Last geworden, und der Tag ihres Todes war nicht nur eine Erlösung für sie gewesen. Nun aber sollte er's erfahren, daß keiner umsonst vierzig Jahre mit einem Wesen unter dem gleichen

Dache lebt. Vor der Stubenthüre der Seligen stand er still und lauschte, lang und anstrengend, als sehne er sich nach dem Gestöhne, dem er sonst so eilig aus dem Weg gegangen war. Ein fremder Zug am alten Holzwart, an dem alles hart war, Knochen und Herz, und dessen Lebenslauf eigentlich dem eines Tierbändigers gleichkam, so hatte er gewaltsam sich alles in Furcht unterworfen: Weib, Kinder und Gefinde.

Er legte die Hand auf den Drücker und trat in die Stube seiner Frau; das Licht ließ er draußen; es war aber nicht ganz dunkel in dem Raum, der Mond schien zu den beiden Fenstern herein, er streifte mit seinem Silberglanze die dunkle Gestalt, welche am Tische saß, auf einem Stuhl ohne Lehne, mit vornübergebeugtem Haupte. Es war die Magd, welche vierzig Jahre im Hause diente und die Frau bis zu ihrem Tode gepflegt hatte.

„Rife,“ sprach Holzwart, und der

Ton seiner sonst so harten Stimme klang beinahe sanft.

„Ja, Frau,“ fuhr die Magd auf, erhob sich und rannte noch halb im Schlafe zum Bette hin.

„Sie ist ja fort, einfältig's Frauenzimmer,“ sprach der Mann. „Als du heut' auf dem Kirchhose so zusammengefallen ausfahst, dacht' ich, 's ist Zeit, daß die Rife auch einmal zu ihrer Nachtruß' kommt.“

„Gott im Himmel, Bauer,“ meinte die Alte, „warum seid Ihr denn so sonderbar, fehlt Euch was?“

„Ins Bett sollst dich legen, dumme Person, du weißt, daß ich das Gefrage nicht leiden kann.“

„Der Bauer könnt' mich vielleicht heut' noch da sitzen lassen,“ sagte Rife, „'s thut mir so wohl, wenn ich denk', die Frau sei noch im Bett, und gleich läutet's auch Zwölfe, zur Christmette.“

Holzwart nickte: „'s ist wahr, 's ist

heiliger Abend — das ist einem ganz entfallen — hör', wünsch' dir was, Mife," setzte er plötzlich hinzu, „du sollst es haben!"

Sie that einen leisen Schrei; der Mond beleuchtete in diesem Augenblick ihren silbernen Scheitel, ihr eingefallenes Gesicht, das nur noch ein Auge besaß. „Um Christiwillen, Bauer," stammelte sie, „Ihr seid mein' Seel' krank; ich geh' und koch' Euch schnell einen Thee."

Da fluchte er aber so laut und kräftig auf sie hinein, daß sie von ihrem Vorhaben abstand und geduldig wartete, bis er sich erleichtert hatte.

„So," atmete er auf, „und wenn ich einmal etwas gesagt hab', so geschieht's, das weißt — und drum in des Teufels Namen jetzt gleich auf der Stell' — wünsch' dir was!"

„Jo, jo," ereiferte sich Mife, „wartet nur, Bauer — ich muß mich doch erst besinnen — 's muß doch was sein, was

mich auch wirklich freut — nicht daß ich da in der Angst am End' eine Dummheit sag' — aber ich hab's — hab's schon — seid so gut, Bauer, und gebt mir die Stricknadeln von unserer Frau, mit denen sie bis zuletzt gestrickt hat."

Einen Augenblick war's still, dann winkte der Bauer mit der Hand ein Ja, tappte sich zur Thüre und ging hinaus. Die Nacht war wundervoll, ein Stern glänzte am andern, so weit das Auge reichte, eine weiße glitzernde Schneedecke. Der Bauer starrte darüber hin.

"Die Stricknadeln von der Frau — für" — er schüttelte zornig den Kopf, als habe er nicht Lust, diesen Gedanken auszuspinnen; das Läuten der Kirchenglocken in der feierlichen Stille machte ihn auffahren. Es wurde lebendig im Hause, aus allen Gassen tauchten dunkle Gestalten auf, der Schnee knisterte unter ihren Fußtritten, Kinderstimmen ertönten, und alles folgte in freudiger Er-



regung dem Rufe der mitternächtigen Glocken.

„Ich nicht,“ brummte der Alte und schüttelte die knochige Rechte gegen die kleine Dorfkirche, „grad genug, daß er mir heut' nachmittags was vorgered't am Grab der Seligen — Menschenliebe soll man üben — ja wohl, Menschenliebe — jeder denkt zuerst an sich, und so ist's in der ganzen Welt, und darum die Händel. Gelt, das hat dich gefreut, daß du mich einmal fest hattest, hochwürdiger Herr — meinst, ich hab's nicht gemerkt, daß das mit dem Schluß auf mich gemünzt war? — Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden — ich halt's für genug an der Ehr', die ich unserm Herrgott schenk', und thu' ein übriges an Almosen, vom Frieden aber mit den Menschen will ich nichts wissen; daß ich nimmer zur Kirch' geh', daran ist nicht unser Herrgott, daran sind nur die Kirchenbänk' schuld,

in denen Leut' sitzen, wie der Lump, der mich an die Freischärler verraten — Kerls, wie der Ignaz, mit dem ich seit zwanzig Jahren prozessiere, und wie der Heinle, der mir 's Wirtshaus verleidet — und . . .“

Holzward hörte in diesem Augenblick Stimmen hinter sich, und da er von den Seinen nicht vor dem Hause getroffen und darum befragt werden wollte, drückte er sich die Pelzkappe tiefer ins Gesicht und schritt, die Hände in den Taschen, durch die Gasse aufs Feld hinaus. Da fingen seine Gedanken schon wieder an, ihn zu beunruhigen; merkwürdig, sonst verstand er es, sich mit einem Kopfschütteln alles Unangenehme aus dem Sinne zu schlagen; heute schüttelte und schüttelte er, und es wollte nicht gelingen; er konnte die alte Magd mit ihrer Bitte nicht los werden. Um das eine Auge war sie durch ihn gekommen, als er vor langer Zeit im Jähzorn seinen

Buben hauen wollte; schon streckte er die Hand zum wuchtigen Schlag aus, als sich Nise, ihren weiten Rock ausbreitend, vor die Ecke stellte, in die sich das Kind geflüchtet.

„Gehst weg!“ schrie sie Holzwart an.

„Nein, ich geh' nicht weg,“ erklärte Nise, und da hatte sie auch schon einen Stoß, der sie mitten in die Stube beförderte, wo sie mit dem Auge gegen die Tischkante stieß. — „Aber gelt, Bauer,“ sagte sie, während ihr das Blut über die Wange floß, „'s war ein Glück, daß ich das Kind vor so einem harten Schlag bewahrt.“

Das alles tauchte jetzt vor ihm auf, während er dahinschritt und sich wehrte und dazwischen hineinfluchte: wie losgelassene Geister umstürmten ihn die Erinnerungen, zwangen sich ihm auf und knechteten seinen Troß.

„Ja,“ sagte die Nise, wenn er sich über die duckmäuserischen Kinder beklagte,

in denen keine Kraft war, kein Leben, „ist's ein Wunder, sie sind halt so erschrocken.“ — „Ja,“ sagte sie wieder, wenn er über das franke, stöhnende Weib fluchte, „die Schrecken sind ihr halt in die Glieder gefahren.“

„Schrecken, nichts als Schrecken,“ schrie der gequälte Mann auf, „hab' ich anders werden können als hart, so wie mir's 'gangen ist — eine Wais', vom Pfleger bestohlen und betrogen — von raubgierigen Verwandten umdrängt, die mich von Haus und Hof haben wollten — war da Menschenliebe irgendwo — hat einer gesprochen: ‚Holzwart, ich steh' dir bei‘ — allein war ich, und hab' mich müssen meiner Haut wehren wie ein Wolf — auf der Kanzel ist die Liebe im Mund' des Pfarrers, ich hab' im Leben keine gefunden.“

„Keine gefunden, Holzwart,“ hieß es in seinem Innern, „erinnere dich des Tages, als die Rife mit schneeweißem

Haar und den Worten dir entgegentrat: „Ich bin nur froh, Bauer, daß Euch der Schrecken nichts geschadet hat.“ — Der Mann öffnete die Augen und starrte ins Weite — eine entsetzliche Zeit that sich vor ihm auf; die Freischärler zogen durchs Land; er wußte, er war einigen unter ihnen verhaßt, also dingte er ein paar handfeste Knechte mehr, brachte Frau und Kinder zu einem Verwandten in Sicherheit und kehrte dann schnell nach Haus zurück auf seinen Hof. Aber nur die Nise empfing ihn, die Knechte hatten alle miteinander ihren Posten verlassen. Die Magd beschwor ihn, wieder zurückzukehren, aber er lachte — er war der Mann nicht, Reißaus zu nehmen, und kam der Teufel selber anmarschirt. Da, eines Tages, stürzte die Nise von einem Ausgange heim.

„Bauer,“ schrie sie, und die Zähne schlugen ihr zusammen, „sie kommen, sie suchen Euch — mit Sensen und Ge-

wehren — Ihr seid verloren, Bauer — o, um aller Heiligen willen, schlupft unter den Tisch — geht zur Hinterthüre hinaus — in den Stall —“

Im letzten Augenblicke riß sie den großen eichenen Schrank auf, der in der unteren Stube stand, und schob den Mann hinein. Eine Minute später polterten die Freischärler über die Schwelle.

„Wo ist er, der uns Gefindel geschimpft hat?“ schrienen sie durcheinander; „heraus mit dem groben Kerl, der daherkommt wie ein Fürst mit seinen Thalerknöpfen am Kittel! Aufgemacht, Mädels, Thüren und Kammern — und haben wir ihn, sollst du ihn vor deinen Augen verenden sehen!“

„Ihr könnt ruhig suchen, der Bauer ist fort,“ sagte die Rife, „da sind die Schlüssel.“

„Nur vorangegangen und aufgemacht!“ befahl der Anführer der Bande, und sie ging, ohne sich zu besinnen, zu-

erst auf den Schrank zu, in welchem der Bauer sich befand, und öffnete. Es hingen einige Kleider drin, rechts hinter einem Hocke stand Holzwart; die Männer fuchtelten mit ihren Sensen und Bajonetten unter dem Zeug herum; durch einen wunderbaren Zufall blieb jener Hock, hinter dem der Gesuchte stand, unberührt. Es ging nun weiter von Stube zu Stube, von Kammer zu Kammer, auf den Boden, in den Stall und so fort; endlich nach zwei Stunden zogen die Männer ab, überzeugt, daß ihnen Holzwart doch entkommen war. Als Nise in die untere Stube zurückkehrte, war's mit ihrer Kraft aus, und sie brach, ohne ein Wort zu sagen, in die Kniee.

„Trink einen Schnaps,“ riet ihr der Bauer, nahm selber einen und machte sich noch in der Nacht auf die Flucht. Bei seiner Rückkehr fand er die Haare der jungen Magd gebleicht.

„Aus Schrecken — um meinetwillen,“

murmelte der Bauer, „und was hast du ihr dafür gegeben, für die wackere That, die dich am Leben erhalten — einen Schnaps! Und dafür, daß du sie um das Licht ihres Auges gebracht bei der Verteidigung deines Kindes — für die zehn Jahre Tag und Nacht am Lager der Kranken, für den tiefen Anteil an jedem Leid, an jeder Freud', die das Haus betraf? — Zwanzig Gulden im Jahr!“ Und jetzt, da er sich einmal großmütig zeigen wollte und sie aufforderte, einen Wunsch auszusprechen, was war's, was sie verlangte? — „Holz-  
wart,“ tönte es ihm in den Ohren, „und du sagst, du habest die Liebe nicht gefunden im Leben, und sie lebte über vierzig Jahre mit dir unter einem Dache — die Liebe, die nicht das Ihrige suchet — die alles erträgt, alles glaubt und übersteht —“

„Uff,“ sagte er und gab sich einen Ruck, „wer bin ich, was kümmert mich



eine Magd — eine Person, die mich nichts angeht.“ — Was aber wäre sein Haus gewesen ohne sie — wer außer ihr hätte sich einmal zu singen, zu lachen getraut — wie oft kam er in die Küche und fand sie mit den sonst so scheuen Kindern in fröhlicher Lustigkeit — zu ihr flüchteten sie vor dem heftigen Vater, vor der vergrämten Mutter — und diese wiederum wollte keinen anderen Menschen zur Pflege um sich dulden, als die Rife, und diese war es abermals, der der Bauer rückhaltlos die Schlüssel für Wein und Keller anvertraute — von früh bis spät, man hörte nichts im ganzen Haus als „Rife — Rife — Rife!“ und doch kam sie nie anders zu Tisch, als mit dem alten Küchenstuhl ohne Lehne, sich nicht würdig fühlend, einen der guten Stühle in der Stube zu benutzen.

Der alte Holzwart wischte sich den Schweiß von der Stirne. Was war denn geschehen — warum kamen ihm

mit einem Male lauter Dinge, die er früher nicht gesehen, nie bedacht? Er wollte nach Hause und wollte auch nicht, das öde Zimmer seines Weibes schreckte ihn, und sich besinnend, stand er mitten auf der Gasse, als eine kleine Gestalt an ihm vorbeihumpelte und plötzlich stehen blieb.

„Um Gotteswillen, Bauer, Ihr geht am End' zur Kirch' . . .“

„Meinetwegen,“ drang sich's ihm wider Willen über die Lippen.

„Jesus Maria!“ schrie die Niße auf, „o wer hat Euch auf den guten Weg gebracht?“

„Deine Stricknadeln, alte Hexe,“ brummte er in seinen Bart hinein.

Die kleine Dorfkirche prangte in vollem Glanz, und den Eintretenden tönte lieblicher Schalmeeiengesang entgegen. Das Christuskind lag in der Krippe auf den Stufen des Altars, von den singenden Kindern umdrängt und

bewundert. Holzwart ging langsam zur Bank vor, wo er seinen Sitz hatte und seine Widersacher knieten. Sie schauten ihn groß an, und ein Gefühl des kurz erst niedergekämpften Gross stieg in dem Manne auf, plötzlich bückte er sich, packte die Rife, welche auf den Steinplatten in die Kniee gesunken war, wie ein Bündel Heu auf und schob sie zwischen sich und seine Feinde.

„Über um Gotteswillen, Bauer,“ flüsterte die Magd, „da gehör' ich doch nicht hin . . .“

„Halt 's Maul, einfältigs Frauenzimmer,“ herrschte er sie an, „was dir gehört, weiß ich am besten . . .“

Hinter ihm knieten seine Kinder, zwei Söhne und eine Tochter; alle ledig, denn da der Vater mit jedermann schlecht stand, war ihnen das Heiraten sehr erschwert.

„Du,“ hörte der Alte die Tochter in leisem Flüsterton sagen, „scheint's der

Vater hat die Mutter doch gern gehabt, es war nur bei dem Toben und Schelten nichts davon zu merken . . .“

„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden“ — stimmte jetzt alles an, was singen konnte, und der alte Holzwart blickte zu seinem Erlöser auf und sprach, die nervigen Hände fest zusammenfaltend: „Und Friede den Menschen auf Erden . . . Also sei es.“



# Dritter Klasse.







In der Ecke eines Wagens dritter Klasse saß ein geistlicher Herr und ließ in seinem Brevier, ihm gegenüber, eine dicke Marktfrau, warf von Zeit zu Zeit einen ehrfurchtsvollen Blick auf den frommen Herrn, was sie jedoch nicht hinderte, ihre beiden großen, der Schuhe entledigten Füße an seine Seite auf den Sitz zu legen.

„Den soll der Teufel holen, den verfluchten Schuhmacher,“ sprach sie in rauhem kräftigen Mannston, „drückt mich das verdammte Schuhwerk seit heut früh um Fünfe — aber —“ und sie nahm beide Schuhe in die Faust, „an den Kopf soll er jeden kriegen, der Dunnerwetterkerl, ich will ihn lehren ein Kreuz schlagen —“

Die paar Leute in den anderen Abteilungen lachten; der Geistliche aber blieb ernsthaft in sein Brevier versenkt, und nachdem ihm die Frau abermals einen gottesfürchtigen Blick zugeworfen, nahm sie von neuem das Wort: „Kommt da so 'ne Madamm, schaut meinen Salat an und find't ihn nicht frisch. Was hab' ich gesagt — ‚Sie sind nicht frisch, Verehrteste, aber mein Salat ist frisch.‘ Von mir soll keiner behaupten, daß ich was einsteck' oder mir was gefallen laß, oder nichts nachtrag'! Ich bin die Schuppe!“ Und sie nahm eine Priese, klappte die Dose zu und schaute sich herausfordernd im Coupé um. Der Geistliche hatte sich von den großen Füßen der Frau so weit wie möglich zurückgezogen und saß nun ganz schmal in seiner Ecke. Er wartete geduldig einen ihrer ehrfurchtsvollen Blicke ab und sprach alsdann in leisem salbungsvollem Tone:



„Haben Sie auch schon über die Worte der heiligen Schrift nachgedacht, liebe Frau: ‚Wenn dich einer auf die rechte Wange schlägt, so reiche ihm die linke dar‘ —?“

„Nein, Hochwürden,“ fiel sie ihm ins Wort, „nachdenken thu’ ich nie, ich hau’ gleich zu — wissen Sie, Hochwürden, das ist Geschäftsfach’, wenn man’s zu was bringen will, muß man sich rühren. Der Sonntag, ja, der gehört unserm Herrgott, da halt’ ich drauf als echte Christin und geh’ in meine Kirch’, am Werktag aber schlag’ ich mich rechtschaffen mit dem Lumpengesindel von Menschen herum, damit ich zu was komm’. Wissen Sie, Hochwürden, ich kenn’ die Leut’, ich hab’ nicht umsonst ein paar Augen im Kopf wie ein Tintenflex, ich schau’ jedem bis in den Magen und lass’ mir meine War’ nicht heruntersetzen. Ja, und das ist mein Trost noch im Grab, daß jeder seine Grobheit kriegt

hat.“ Der Geistliche bewegte längst wieder die Lippen im Gebet, und seine Wimpern berührten die vor Aerger rotglänzenden Wangen. Es schien ihm nicht geheuer, seinen Befehrsseifer an einem Gegenstand zu versuchen, der niemand eine Grobheit schuldig blieb. Die Alte öffnete nach ihrer Rede die Haubenbündel, schimpfte über die verdammte Hitze, streifte die Ärmel über die braunen massigen Arme und erklärte, das einzig Vernünftige wäre, der Mensch gehe bei solcher Glut im Hemd. Des Geistlichen Antlitz übersflog Flammenröte, während die Bauern in der anderen Abtheilung kein Arg in der Behauptung fanden, sondern brummend beistimmten.

Der Zug hielt an, neue Reisende zwängten sich mit Sack und Pack zwischen den Bänken hindurch, jeder den ihm angemessenen Platz erspähend. Ein kleiner blasser Mensch mit langen schwarzen Haaren, über denen ein mächtiger Filz-

hut thronte, nahm neben dem geistlichen Herrn Platz.

„Was es aber jetzt so viele Maler gibt,“ wunderte sich die Frau, der Markt voll Weiber ist nichts dagegen — verdient sich's denn auch was damit? Ausschauen thun Sie gerad nicht danach — bei unser einem sieht man doch wenigstens, daß er satt zu essen hat. Aber jeder Stand hat seine Freud', und mancher hat sie in der Einbildung.“

Der blasse Künstler warf der Sprecherin einen ärgerlichen Blick zu, gab jedoch keine Antwort, sondern starrte zum Fenster hinaus. Plötzlich stieß ihn die Marktfrau mit den Knien an und streckte ihm ihre Tabaksdose hin. „Zugriffen“, befahl sie, daß kein Bedenken möglich war, dann klappte sie die Dose zu und wandte sich nach der Abteilung hinter ihr, wo etliche Bauern im Qualm ihrer Pfeifen saßen, viel spuckten und über die Zeiten wehklagten.

„Aber's Obst steht schon gut,“ meinte der eine; bevor ein anderer den Fall überlegt, schrie schon die Marktfrau, die Arme auf die Lehne gestemmt: „Was — gut? — könnt' besser sein — ihr Bauern, ihr seid mir die Pfißigen! — über euer Heu habt ihr immer zu greinen — 's Futter geratet nie, das ist so gewiß, wie's Brot am Laden! Aber mit dem Obst, da thun sie breit — da kommt's ihnen nicht so drauf an — aber wißt ihr, wem's drauf ankommt? — mir! und ich bin die Schuppe!“

Die Männer lachten und mit ihren friedlichen Auseinandersetzungen hatte es ein Ende; in all ihre Reden platzte die Schuppe wie eine Bombe hinein, war stets anderer Meinung und überschrie sie alle. Der Geistliche in seiner Ecke hörte mit Unmut das Reden und Schreien der Leute mit an, die ihm nichts als Unzufriedenheit mit den An-

ordnungen Gottes und düffelhaftes  
Besserwissen verrieten.

Das foll ich nicht umfonft gehört  
haben, dachte der Diener Gottes, und  
der Same zu einer Predigt fiel in feine  
Seele. Auch der Künstler an feiner  
Seite hatte eine für feine Zwecke wich-  
tige Entdeckung gemacht; in der Abtei-  
lung nebenan faßen sich zwei junge  
Menschen gegenüber, deren Verschieden-  
heit wohl im stande war, ein Künstler-  
auge zu fesseln. Die Kleine, kaum  
sechzehnjährig, wohl die Tochter eines  
der qualmenden Bauern — trug die  
Tracht ihres Landes. Der Maler saß  
schon mit dem Skizzenbuch auf den  
Knieen da und suchte, trotz der schaukeln-  
den Bewegung des Wagens, das kind-  
lich-liebliche Gesicht unter dem runden  
Hut auf sein Papier zu bringen. Die  
Kleine Bäuerin saß ganz still und kerzen-  
gerade, die Hände gefaltet wie in der  
Kirche; das Reisen war ihr offenbar ein

seltenes Vergnügen, vor dem sie großen Respekt hatte. Anders der junge Mausfallenhändler ihr gegenüber, dessen braune lebendige Züge und tief schwarze Augen keinen Augenblick still standen. Er schien sich ganz heimisch zu fühlen auf den harten Bänken, nichts zwängte ihn ein oder machte ihn verlegen, nicht einmal der strenge Blick des Schaffners, der ihm sein Billet abverlangte. Er ließ ihn sogar eine ganze Weile warten, framte in seinen zerlumpten Taschen herum und brachte die Karte erst zum Vorschein, als der Gestrenge die Geduld verlieren wollte. Nun lachte der Schlingel und seine Zähne blitzten wie Schnee aus dem dunkeln Gesicht. Leise, wie verschämt, huschte auch der Schatten eines Lächelns über des Mädchens Züge, während ein warmes Rot das feine Gesicht durchglühte. Der Maler fuhr sich, tief atmend, durch das schwarze Haar, der alte, schon so oft erlebte

Sturm brach in ihm los, und kühne Hoffnungen knüpften sich an das entstehende Bild, nach dem er schon den ganzen Sommer auf der Suche gewesen.

Wenn nur der Bube still sitzen wollte — war der Stoßseufzer, der immer wiederkehrte. Da unterbrach ein Tunnel sämtliche Reden und Gedanken der Reisenden; nur der Mausfallenhändler ließ einen Jubelschrei ertönen und fuhr mit dem Kopf zum Fenster hinaus in die schwarze Dunkelheit, welche von der ganzen schönen Welt allein für ihn Interesse zu haben schien.

Als es wieder hell wurde, versuchte der Maler weiter zu zeichnen, und Hochwürden kitzelten ein paar Worte an den Rand seines Gebetbuches.

Nur noch im Schatten ragten die Bauern aus ihrem Tabaksqualm heraus, über dem noch immer die Schuppe thronte und das Wort führte. Der

junge Mausfallenhändler aber sprach angelegentlich auf sein blondes Gegenüber ein, ohne daß dieses ein Wort verstand. Jedoch das schadete nichts, das Mädchen schien trotzdem der biegsamen Stimme des Burschen mit Vergnügen zu lauschen, und langsam, aber zusehends verlor sich die Steifheit aus ihrer Haltung. Beim nächsten Tunnel schaute sie sogar mit dem heiteren Gesellen um die Wette in die Nacht hinaus, und er legte unbefangen den Arm um ihren Hals, während sein dunkles Haar ihre Wange umspielte. Als er sich aber tollkühn, wie er war, weiter zum Fenster hinauslegte, holte ihn plötzlich eine derbe Hand kräftig zurück, und da es Licht ward, stand die Marktfrau vor dem jungen Volk.

„Auch noch für einen Welschen muß man sorgen, poß Donnerwetter, als ob man nicht grad' genug unnützes Buben-volk im eigenen Land hätt'. — Umkom-



men kann jeder, da hab' ich nichts dagegen, aber vor meinen Augen verbitt' ich mir's, da hat man die Verantwortung, verstanden?"

Der Bube nickte, holte behende seinen Pack Mausfallen unter der Bank hervor und erklärte in gebrochenen Lauten: „Große funfzi Pennig — kleine dreißi Pennig.“

„Das nenn' ich gerieben,“ platzte die Marktfrau los, „will ich wissen, was deine Mausfallen kosten, Bengel, glaubst du vielleicht, die Schuppe lasse sich was aufbinden?“

Der Bursche nickte abermals, knüpfte eine der großen Mausfallen ab und händigte sie der Frau ein, ihr dabei all seine herrlichen Zähne zeigend.

Die kleine Bäuerin lachte hell auf, wurde aber durch die Alte schnell zur Ruhe gebracht:

„Dumme Dirn,“ fuhr diese auf, „einfältiges Volk, das nichts als lachen

kann, als wär' die Welt ein Tanzboden mit Musikanten — wirßt auch noch deine Müß' zu knacken kriegen, bleibt bei feiner aus."

Mitten unter ihrem Schelten zog sie jedoch ihren Beutel hervor, setzte sich nieder, schüttelte dessen Inhalt in den Schoß und suchte aufmerksam ihr Kupfergeld zusammen. Was sie alsdann dem Buben bot, war viel zu wenig, so daß er ihr das Geld, kurz entschlossen, in den Schoß zurückwarf, nach seiner Mausfalle greifend. Sie riß ihm dieselbe aus der Hand, ihm einige Pfennige mehr bietend, er wollte nicht, und nun eiferten sie, jedes in seiner Sprache, leidenschaftlich aufeinander ein.

„Zum Teufel,“ schrie der Maler, ganz unglücklich über sein zerstörtes Bild, „so geben Sie doch dem Burschen sein' Sach' — lassen Sie vielleicht mit sich handeln?“

Das konnte die Schuppe nicht gut

bejahren; sie nahm ihre Falle, zahlte und setzte sich auf ihren alten Platz, dem Künstler gegenüber. Als sie sah, daß er zeichnete, beugte sie sich über sein Skizzenbuch, benahm ihm alle Luft und überströmte ihn mit ihrem Atem. Aber für den Maler gab's nur noch die kleine Ecke nebenan, alles Ungemach, das ihn selber traf, war ihm einerlei. Der Bursche saß endlich still; er lag mit den Armen über den Knien, drehte den grauen Filz zwischen den Händen und sang. Leicht vorgebeugt, die gefalteten Hände auf den Knien, saß die Maid und lauschte den lieblichen Melodien.

Der Zug hielt und dampfte weiter, die beiden merkten es nicht. Von Zeit zu Zeit fuhr die Schuppe in die Höhe, warf ein kräftiges Wort in die Bauernabteilung, lächelte Hochwürden ehrfurchtsvoll an und schaute dann wieder kritischen Blicks in das Skizzenbuch.

Plötzlich hielt der Zug, das Lied

auf des Burschen Lippen brach ab, er riß seine Last an sich, schnallte sie um und drückte den Fiß aufs Haupt. Noch zögerte er, den Wagen zu verlassen, aber er hätte auch nicht können, die Schuppe stand mit Korb und Schirm breit unter der Thüre und schob ihn mit einem „Platz da, Racker“ — energisch zur Seite.

„Behüt' Gott, Hochwürden,“ grüßte sie den geistlichen Herrn; zu dem Künstler sagte sie: „Ihnen rat' ich, schaffen Sie was Gescheit's; was Sie da hinein kriegeln, macht Sie Ihr Lebtag nicht fett. — Und mit euch“, wandte sie sich an die Bauern, „mit euch nehm' ich's noch lang auf. Ich bin die Schuppe!“ Damit gab sie Raum und keuchte, zufrieden, daß jeder seinen Anteil hatte, schwerfällig die Stufen hinab. Der Geistliche und der Maler folgten ihr auf dem Fuß; der eine hatte seine Predigt für den kommenden Sonntag im

Kopf, der andere seine Arbeit auf Wochen hinaus; so kümmerte sich keiner mehr um den anderen. Nur die beiden Kinder schauten einander traurig nach, und während der Bube die Landstraße für= baß schritt, blieb das Mägdlein am Fenster stehen und sumnte leise die Melodien nach, mit denen es ihr der braune Bursche angethan.



# Die Geister vom See.







**M**an war's nicht gewohnt an der alten Frau, sie plötzlich, die Hände im Schoß, vor dem Hause sitzend zu finden, die tiefliegenden Augen auf den See gerichtet. So lange der Sohn, und er war nur siebzehn Jahre jünger als die Mutter, zu denken vermochte, ging diese unablässig beschäftigt durch Haus und Hof, saß des Winters hinter dem Flickkorb oder drehte den Faden der Spindel — alles ohne Hast, mit mechanischer Bedächtigkeit. Ueber die stille Fläche des Schluchsees, an dem das Auge der Alten hing, glitt ein Boot, und durch die hohen Tannenwälder längs der Ufer zog ein gedämpftes Klauschen. Noch glitzerten drüben die Fenster des Wirtshauses zur



Seebrugg vom Widerschein der untergehenden Sonne, während die Alte im Schatten des Berges saß, an den sich das kleine Haus mit seinem Schindeldach lehnte. Ein wenig oberhalb stand ein Kapellchen, und auf den Stufen von rohen Steinblöcken lag ein junges Mädchen, die Arme unter dem Haupt gekreuzt und träumte in den tiefblauen Himmel hinein. Vom Berg herab schallte der Gesang einer jugendlichen Stimme, und gar wunderbar hörte sich die choralartige Weise an, von dem Glockengeläute der weidenden Herde begleitet.

Schon dreimal war der Bauer unter die Thüre getreten, hatte kopfschüttelnd die alte Frau betrachtet und war wieder gegangen. Als der Abend tiefer sank, wurde es laut in der Höhe, der Hirt knallte mit der Peitsche, und das Vieh kam brüllend den steinichten Weg herab zum Stall gerannt. Das Mädchen aber richtete sich blitzschnell auf, wie um dem

feingliederigen Gesellen entgegenzueilen, als der strenge Ruf des Vaters sie auf die Schwelle bannte. Auch der Burſche ſtellte ſein frohes Gejauchze ein, trieb das Vieh zuſammen und ſchritt gefenkten Hauptes an dem Bauern vorüber zum Stall. Er hätte es wohl manchmal gern vergeſſen, der Paole, daß er nicht ins Haus gehörte, aber der Bauer ſorgte dafür, daß dies nicht geſchah. Nicht daß er ihn knapp hielt oder ſchlecht behandelte — Geiz und Ungerechtigkeit lagen ihm fern —, aber der Burſche ſollte ſeiner ledigen Herkunft eingedenk bleiben und ſich nicht unterſtehen, mit der Tochter des Hauſes ſeine Kurzweil zu treiben. Leneli zählte noch nicht vier Jahre, als der braune welſche Bube ins Haus kam; ſein Vater arbeitete in den Steinbrüchen, und deſſen Weib hatte ſich in den paar Häuſchen am See nach einem Unterkommen umgesehen. Es war die Großmutter, welche ihr bereitwillig eine Stube

einräumte — denn, sagte sie zum Sohn, der schief dazu sah, 's Leneli brucht ä Kamerädli, das mutterlos Kind verkümmert sonst. —

Es konnte in der That stundenlang auf der Thürschwelle sitzen, ohne den Mund zu einem Laut zu öffnen, damit beschäftigt, einen roten Faden um die Fingerchen oder Beinchen zu winden. Der Vater, im Winter mit Holzschwellen, im Sommer mit Feld und Vieh beschäftigt, erschien nur zu den Mahlzeiten in der Stube, und die alte Frau kam und ging, summte immerfort dasselbe Lied und hatte die Sprache der Kindheit verlernt. Nun kam der Bube, und es war merkwürdig, was die Kleine gleich in den ersten Tagen ihm ablernte, obwohl er in fremden Lauten redete und auch sie nicht verstand. Mit ihm war der Sonnenschein in das stille trübe Heim gezogen, in dem nun kindlicher Gesang von früh bis spät ertönte. Denn auf

der Welt gab's kein süßeres Stimmchen als das Leneli's, und es hätte wohl noch lang in der kleinen Brust geschlummert ohne den fröhlichen Erwecker.

Da starb das welsche Weib, und der Mann verschwand, nachdem er erklärt, sie seien nie verheiratet gewesen. Der Bauer war wütend, mit solchem Gesindel unter einem Dach gelebt zu haben, und nun sollte auch der Bube fort. Aber da streckte die Großmutter, ohne ein Wort zu sagen, die Hand nach dem schluchzenden Kleinen aus und zog ihn hinter sich — und er blieb, denn eine eigene Gewalt wohnte der schweigsamen Frau inne — dazu jedoch reichte sie nicht aus, daß der Bauer die jungen Leute zusammengab.

„D'Armet ischt's nit,“ erklärte er, „'s isch die ledig Herkunft, die i nit verwind' —“

Leneli war, nachdem der Vater und

Paole ins Haus gegangen, langsam hinter die Alte getreten:

„Wenn der Bader so furt macht,“ schluchzte es, „gang i in See, Großmuetter —“

„In See,“ wiederholte diese, „frili jo, 's wär' besser g'si, i wär' in See —“

Da wurde dem Mädchen bang: „Großmuetter, Ihr luege so g'spaßig —“

„Mir isch's kalt,“ murmelte die Alte, „komm ins Hus —“ und sich schwer auf das Mädchen stützend, schwankte sie über die Schwelle. Der Bauer schalt oben mit Paole; der Bursche konnte ihm gar nichts mehr recht machen; als er aufbeehrte, hieß es:

So ein', wie du, hat's Mül z'halte —

„Für si Geburt kann er nüt,“ stöhnte die Großmutter und sank auf die Ofenbank, „so wenig as du.“

Der Sohn schaute sie an: „Muetter, was hesch?“

„'s isch mer nit recht,“ murmelte

sie, „'s dünkt mer, as wär's Uhrwerk abg'losse — eimol mueßt's jo si — wenn's numme no langt bis z'morge —“

Sie wollte sich aufrichten, da versagten ihr die Füße.

„Herrgott im Himmel, 's langt nit — die Kält' kommt usi u goht mer ans Herz — wer holt mer der Pfarrer uf Schluchsee — wer thuet mer die Lieb' vor mim End'?“

„Muetter,“ sagte der Sohn, „Ihr wisse, der Weg am See vorbi zur Nachtzeit, sel thuet kein' von Seebrugg; im Mondschin fahre die Geischter gern, u selli mol isch au Mondschin g'si, wie der selig Kobold isch abikeit ins Wasser ohne Bicht und Absolution; denn wer ihn sieht, der Mönch u die wis' Seejungfer, mit dem isch's vorbi —“

„Mi Kind,“ murmelte die Alte vor sich hin, „scheuche die Geister vom See, di Vergeltung isch hart, Herrgott im Himmel —“

Sie blieb eine Zeitlang ruhig, halb-  
laut vor sich hin betend, als die Angst  
sie von neuem überfiel:

„Frog im Wirtshus drübe,“ feuchte  
sie, „ob der Knecht mit dir goht —“

„’s thut’s fein’ —“ sagte der Sohn.

„So goh allein — rett’ di Muetter  
von der ewige Verdammnis — du weisch  
nit — weisch nit, was mer am G’wisse  
nagt.“

Der Bauer fuhr sich durchs Haar;  
er schaute zum Fenster hinaus, schüttelte  
sich, als suche er mit Macht, seiner Angst  
los zu werden, nahm endlich den dicken  
Prügel aus der Ecke und schritt davon.

Die Zurückbleibenden saßen still bei-  
sammen; der Mond schien zu den nied-  
rigen Fenstern herein gerade auf die  
Schwarzwälderuhr, an deren Zeiger die  
Blicke der Alten mit gespannter Auf-  
merksamkeit hingen; Leneli hielt das Ge-  
sicht gegen ihre Schulter gepreßt, und  
der Bursche saß zurückgelehnt in seinem

Stuhl und wagte sich nicht zu rühren. So mochten zehn Minuten vergangen sein, als die schweren Tritte des Bauern sich hören ließen; gleich darauf trat er in die Stube, den Stock in die Ecke werfend.

„I kann nit,“ sagte er, „i ha's versucht — aber do isch allemil ebbis hintermer dri komme, u wie i in See abilueg, hab' i nen g'feh', der Mönch, so düttlich as i mi Hand seh', u an sim Hals di wis' Jungfer —“

Laut aufstöhnend verhüllte die Alte ihr Antlitz, während der Bauer die Delampe anzündete, um aus dem alten Gebetbuch ein Sterbelied zu lesen. Die alte Frau wollte aufhorden, aber da erfaßte sie die Angst von neuem, daß sie die Augen jäh aufriß und wieder schloß in herber Seelenpein. Niemand sah dieses verzweiflungsvolle Mienenspiel als Paole, und es ergriff ihn; schon die ganze Zeit über lag er mit sich im Kampf,



denn seine Furcht vor den Seegeistern war groß. Eben that die Uhr zwölf Schläge, und der Bauer schloß sein Gebet: „und schenke ihr die ewige Ruhe und Glückseligkeit“ — als Paole mit kühner Entschlossenheit vor die laut aufjammernde Frau trat: „I goh, Großmuetter,“ sagte er, „b’hüet Gott“ — und damit war er an der Thüre.

„Nimm mi mit,“ schrie das Leneli und hing sich an ihn und wollte nicht von dem Burschen lassen, bis der Vater es zurückriß.

„Aber ins Kapelli goh i,“ erklärte es mit großer Bestimmtheit und verließ die Stube. Draußen machte das Mädchen die Thüre der Kapelle weit auf, daß der Mond das weißgekleidete Muttergottesbild beschien, und sich auf der Schwelle niederkauernb, betete es aus tiefster Seele.

„Heiligi Muettergottis, bann die Geischter vom See“ — dort über den

goldene Brückenbogen, den der Mond in dem Gewässer bildete, fuhr er so gerne drüber, der schwarze Mönch, und wer ihn kosen sah mit der weißen Seejungfer, den zogen sie zu sich hinab — Heiligi Muettergottis, bann die Geischter vom See —“

Da tönte Gesang aus dem dunkeln Waldweg herüber, und das Mädchen jubelte auf — es war Paole, und er sang, um sie zu beruhigen. Mit vorgebeugtem Haupt lauschte sie der eigentümlichen choralartigen Weise:

„Trink ihn den Kelch, trink aus!  
Trink ihn aufs Wohl der Liebsten aus —  
Leg ab das trauerschwarze Florgewand —  
O du meine Sonne!  
O du meine Wonne!  
Vom Himmel mir, vom Himmel mir ge-  
sandt —“

Raum waren die letzten Worte über den See geklungen, als das Mädchen den Gesang aufnahm, und so wechselten

sie ab, und je größer die Entfernung zwischen ihnen wurde, desto lauter entströmte das Lied ihrem Mund, und die Liebe verlieh ihrer Lunge eine Kraft und Stärke weit über das gewöhnliche Maß hinaus. Und der nächtliche Waldweg mit seinen unheimlichen Schatten, mit seinem Knistern und Rauschen und dem schwarzen Gewässer voll sagenhafter Gestalten, sie konnten dem laut darauflosfingenden Burschen nichts anhaben; und wollte ihm der Mut schwinden, glaubte er dumpfe Schritte hinter sich zu hören, plätscherte es wie Ruder Schlag ihm zur Seite, Schatten herauf sendend von ungeheuerlicher Größe, dann war es die Stimme von drüben, deren helles:

„O du meine Sonne,  
O du meine Wonne —“

alle die Geister bannte und den nächtlichen Wanderer mit neuer Zuversicht erfüllte. Also erreichte er den freien Weg

am Ende des Waldes, und seine letzte Kraft einsetzend, sandte er ein jauchzendes Jubelgeschrei über den See hin. Und das harrende Mägdelein, von aller Pein befreit, gelobte aus tiefstem Herzensgrund: „Heiligi Muettergottis, du sollsch a wif' G'wand ha mit schöni Spizkli dran —“

Der Morgen graute, als Paole, dem Geistlichen vorausseilend, von seiner Sendung zurückkam; mit fliegenden Zöpfen und stürmisch atmender Brust raunte das Mädchen den Berg herunter, ihm entgegen. Sie faßten sich bei den Händen, sie wollten sprechen, allein nur heisere Laute traten ihnen über die Lippen. Da schwoß den beiden das Herz zum Zerspringen und sie fielen sich in die Arme und vergaßen für einen Augenblick, daß der Geistliche hinter ihnen stand und eine Sterbende im Hause lag. Noch den Glanz des Glückes auf den jungen Gesichtern traten sie hinter dem Diener

Gottes in die Stube, wo die Großmutter ruhig gefaßt seiner harrte:

„Bliedet alli do,“ sagte sie, „mi Sünd' si euch a Bispiel, mir zur Bueß, denn sit i siebzehni bin, trag' i's uf'm G'wisse. Im Wirthshus drübe zur Seebrugg habe noch die heiligi Brüeder von St. Blasie g'hust und mir Maidli sin ihne vielmols nochg'loffe, goh d' Hand z'küesse — mi Großmuetter aber hat den Kopf voll G'sprüchli g'ha — los, sait sie, wenn's um d' Zit isch und d' Sternli abikeie in der Nacht, mueß mer dri Buckerli mache am See und 's Schürzli ufhebe und spreche:

„A goldigs Tröpfli mir in Schoß  
Vom heiligi Sunnewägli los —“

sel gibt a riche Eh'stand, denn vor viele dusend Johr isch d' Muettergottis nie anders usg'fahre als imme goldige Wägeli mit Ziegli dran. — Vor miner Hochzeit bin i an See abi und ha mi Schürzli usg'hebt, as a liser Ruderloch mi uf-

schreckt — der Brueder Xaverian isch's  
g'si, und er frogt mi, ob i helfe will,  
Fischli fange? Jo, sag i und stieg in. Dru!  
hebt er an z'singe, daß i denk, 's singt an  
Engel vom Himmel — 's isch 's Todelied  
g'si vom heiligi Fürstabt von St. Blasie:

Trink ihn den Kelch der Erdenleiden,  
Trink ihn auf deines Vaters Scheiden,  
Sei'r es in trauerschwarzem Florgewand,  
Weil deine Sonne,  
Weil deine Wonne,  
Zu früh, ach viel zu früh verschwand —

Und die Geischter vom See, die mi  
Sohn hüt nacht g'seh', Bader und Mueter  
sind's g'si, und ihr' Sünd' war's,  
die ihn z'ruckg'schreckt.“ —

Die Alte streckte die zitternde Rechte  
nach Paole aus:

„Mi Gutthat an dem aber isch mi  
Rettung g'si —“

Als die Morgensonne ihre Strahlen  
in das Haus am See sandte, erwärmten  
sie die alte Frau nicht mehr, die sonst

die erste war, ihnen Thor und Fenster zu öffnen. Der Bauer saß, das Gesicht in den Händen vergraben, regungslos am Tisch, bis das Vieh im Stall ihn an seine Pflichten mahnte. Er erhob sich, stand ein Vaterunser lang mit gefalteten Händen vor der Mutter und weckte dann Paole, der auf Lenelis Schulter in tiefem Schlaf lag.

„An d' Arbet,“ sprach er barsch, „ihr hänt noch lang der Zit zum Glücklich-si.“



Er cha 's Sebe nit lide.







Friedli, ein baumlanger Kerl, stocherte unmutig mit der Mistgabel zwischen den Beinen der Kühe herum — unter der Stallthüre im grellsten Sonnenlicht stand nämlich seine Mutter, ebenso kurz als er lang war, und in demselben Grad aufgeweckt und behende, als er sich langsam und schwerfällig zeigte — und redete seit einer Viertelstunde folgendermaßen auf ihn ein: „Los, Friedli, i wit der in Guetem ebbis sage, 's isch der Zit, daß de endli 's Mul ufthuesch, denn bigott, i cha viel usholte, aber immer e so e Cherli um mi ha mit eme G'sicht, als wär' em der Peterli verhogelt, sell han i satt. Und so frog i di, was hesch, was chränkt di, mer het der ebber

d' Freudigkeit und d' Lebenslust us em  
 Herze g'stohle, daß de der Chopf hängt  
 as wie ne chrants Bögeli? I, gang nit  
 von der Düre, as bis i im flore bin,  
 u du weisch, wan i ebbis will, dann will  
 is, u domit bashta, heißt mi G'sprüchle.  
 Leg d' Gabel weg u lueg mer ins G'sicht —  
 jo Jessis au, was bisch denn so rot as  
 im Buremeischer si Suntig-Fazenetli —  
 Friedli, Friedli, isch ebber e Meidli im  
 Spiel — he Bu — Ejel, einfältige  
 Cherli — sappermentische Dickkopf, wan i  
 di denn doch bim rächte Name nenne  
 soll, des isch jo mi heiße Wunsch, u  
 sider, daß de ein u zwanzig bisch, thu i  
 nient als uspaße, ob de nit endli eimol  
 nach de Meidli lueg'sch — will i denn  
 ebbis anderjchs, als e Wib ins Hus,  
 das di glücklich macht u mir d' Arbet  
 abnimmt, wan i müed bin u der Obet  
 chummt! Und do stoht er und seit kei  
 Wörtli u ischt nient u sust nient, u frogt  
 mer e ebbis, so luegt er dri, as wie ne

spanische Fliege! Bistch denn nit e rüche Buer, der rüchst bigott vom Ort, der numme d' Händ' usz'strecke brucht, um an jedem Finger zeh' Meidli z'ha? Wievielmol han i scho zu unserm Herget bet: numme eimol loß' en g'scheit si u isch er g'hirot, derno chan er wieder so chrüzdumm si, als er Luscht hat — Chumm us em Duschtere, Friedli, u sag mer d' Wohrheit —“

Friedli hatte die Mistgabel in der That weggestellt, und nun trat er auch vor, aber nur um sich an der Mutter vorbeizudrängen ins Freie. Seine Absicht wurde jedoch erraten, und ehe er sich's versah, that die kleine Frau einen Sprung und hing ihm am Hals. Er rüttelte und schüttelte, fluchte und schimpfte, stürmte in den Hof, von da in den Garten, Beet auf, Beet ab, die Bäuerin hing fest. Da verließ ihn der Atem, und sich verschnaufend, fragte er im Ton unterdrückter Wut: „Was witt?“

„Wisse will i, was de hesch oder i  
blieb hange — bis z' Dbet —“

Sich besinnend, schaute er über der  
Mutter Kopf weg, ins Blaue; endlich  
kam's über die zornig aufgeworfenen  
Lippen:

„I cha 's Lebe nit lide —“

Die Mutter ließ los, und er stellte  
sie auf die Erde; die Hände in die Seiten  
gestemmt, mit schiefer Haube und ver-  
schobenem Halstuch schaute sie empor in  
des Sohnes Gesicht:

„Du kannst s' Lebe nit lide, u die  
Sun scheint der liebli uf's Haupt, und  
du stohst uf dim, eigin Grund und Bode,  
di Nocher ehrt di, di Muetter sorgt für  
di Wohl, du hesch d' G'sundheit und e  
jufres G'sicht und bisch e Suintigskind!  
Friedli, i chenn di, sider uf der Welt  
bisch, hesch mit feim Lieb g'sagt, was  
mer het wisse wolle, und so bisch noch  
hüt, i kann di nimme schloge, 's kommt  
mi suer an, aber rus krieg i 's, davor

han i mi Verstand — daß der einzig Mensch im Ort, der 's Lebe nit lide cha, mi Sohn soll sy, dergege wehr' i mi wie ne wildi Rüh — und iez isch Zit zum Esse —“

Sie trippelte über den Hof in die getäfelte Stube, wo Knechte und Mägde um den Tisch saßen, die Schüssel voll Milchknödel in ihrer Mitte. Die Frau nahm eine Gabel und begann ihre Mahlzeit, ohne sich zu setzen.

„Iß numme e Hämpfeli, i ha kei Sinn für nient, 's goht mit mer z' un-terst und z' oberst — denke au, er cha 's Lebe nit lide, und seit nit, worüm! Was han i verbroche, um Gottismille, daß i e Kind habe mueß, so grusig dumm, as der Friedli, der, wie 's lieb Vieh, nit seit, wo 's ihm fehlt! Rate-mer, ihr Lütt, i bitt' denk' wohl der Buremeischer, daß er mit em red', 's isch jo si Pfleger, dem er sunst allwül Red' und Antwort stoht — 's froght sie

numme, wie bring i ne hin, den Sapermoschts-Dickkopf —“

Sie fischte sich einen Kloß aus der Schüssel, und eine ganze Weile hörte man nichts in der Stube, als das Ticktack der großen Schwarzwälderuhr, während sich die alten und jungen Gesichter der Knechte und Mägde in ernste Besinnfalten legten.

„Lose, Frau,“ meinte endlich der Älteste von den Knechten, „Ihr kriegt en Guer Lebzig nit ins Buremeischters, wan 'er nit dergliche thue, als gäb 's dürt ebbis z' thü' oder z' lüpfe — i mein' halt, ebbis z' helpe, des numme e Chraft usricht, denn uf 's Helpe isch der Friedli us, as wie ne Chägli uf d' Milch, und so dick, as si Chopf isch, so weih isch si Herz —“

„Jo, jo,“ hieß es im Chor, „er isch e gar e guet's G'müt — und au nit so dumm grad — numme e bißeli schüüch — jo — jo —“

„Das wisse natürli ihr besser, als d' eigini Muetter,“ fuhr die Frau auf, „wo isch denn do e bizeli Verstand, wann eins mit sine zwo u zwanzig Johre no niene nach de Meidli g'luegt het —“

„Sell,“ brummte der alte Knecht, „sell isch ebbis, was mer niene so rächt wisse cha — Gott g'segne 's —“ und damit hob er die Tafel auf.

Die Frau ließ ihm aber nicht das letzte Wort:

„Des weiß mer, daß ihr Mannslütt allwil z'jameholte — wann Er aber rächt hat, u der Friedli isch numme so verkehrt, wil er e Meidli im Chopf het, so soll Er, mi Seel', e Fäßli vom nige Wi ha, sell sag i —“

Der Knecht, welcher eben die Stube verlassen wollte, wandte sich noch einmal um:

„Hm,“ brummte er, „Ihr chönne jo sage, der Buremeischer het e Schlägli g'habt und 's wär' niemes do, der schwer'

Ma ins Bett z' lüpfе — do goht er,  
i wett —“

Inzwischen saß der Friedli im Stall; er war allerdings langsam von Begriff und ungewandt im Ausdruck, aber das hatte ganz allein die rasch denkende und handelnde Mutter auf dem Gewissen, die sich nie die Zeit genommen, den anders gearteten Sohn kennen zu lernen, und ihn so lang dumm schalt, bis er's selber glaubte. Diese Gewißheit nun, die er bisher ruhig hingenommen, machte ihm plötzlich zu schaffen, als er die Mutter eines Tages zur Nachbarin sagen hörte: „Wan er numme halb so viel Grüß im Chopf het, as im Buremeischer si Bäbi, sell ich bigott 's g'scheist Meidli im Ort —“

Schon als kleiner Bube war ihm nie wohler gewesen, als mit der Bäbi zusammen; sie lachte wohl auch über ihn, aber so ganz anders wie die Mutter, wie's ihn weder ärgern noch demütigen



konnte. Des Bürgermeisters Acker grenzte an die Felder seiner Mutter, und so waren die jungen Leute, Seite an Seite arbeitend, miteinander aufgewachsen, hatten sich im Schatten der Apfelbäume ausgeruht, ihr Mittagessen zusammen verzehrt, und war der Friedli hüben fertig, so half er drüben. Und jetzt hatten ihn die Worte der Mutter aus seinem stillen Glück aufgerüttelt — er, der den Ruf der Dummheit besaß, durfte es sich nicht einfallen lassen, nach dem gescheitesten Mädchen des Ortes zu schauen. Von der Mutter mußte er sich das Auslachen gefallen lassen, aber von der Frau —

„Dofür bidank i mi — lieber goh i z' Grund“ — lautete der Schluß seiner täglichen Betrachtungen; er war gerade wieder so weit, als ihn die Mutter mit der Nachricht überraschte: „Friedli, chumm schnell, der Buremeister het e Schlägli g'habt und 's isch niemes do, der schwer Ma vum Stüehl z' lupfe —“

Der Bursche fuhr in die Höhe, und ehe sich's die Mutter versah, war er zur Thüre draußen, ihr aus den Augen —

„Sappermoschts-Kerl,“ jammerte die Frau, „des wird ebbis Schöns gebe, um Gottiswille —“ und damit rannte sie, was ihre kurzen Beine vermochten, hinter ihm drein.

Es war ein heißer Sommernachmittag; der Bürgermeister saß in seinem fliegen-durchsummten Lädchen und schnarchte nach Herzenslust; vor ihm, auf dem Ladentisch, lag ein schwarzer Kater, eng zusammengerollt, sich nur manchmal mit einem Zucken der Ohren gegen das aufdringliche Mückenvolk wehrend. Das Gesicht des dicken Mannes war hoch gerötet, denn ein breiter Sonnenstrahl lag brütend drüber, und so besann sich der eintretende Friedli nicht lang und riß den Mann aus seinem Schlaf, indem er ihn vorsichtig und mit Aufbietung all seiner Kräfte vom Stuhl aufnahm. Das

Erstaunen raubte dem Schlastrunkenen vollständig die Sprache, und als eben Friedli mit ihm durch den Laden wankte, stürzte seine Mutter zur Thüre herein, aus der Nebenstube rannte die Bäbi, und beide Frauen, mit ihnen der Bürgermeister, brachen alsbald in ein lautes Durcheinander von Schreien und Rufen aus, was aber den Friedli nicht irre machte, denn er hatte weiter keinen Gedanken, als den Mann in seinem Bett unterzubringen.

„Jo, bin i denn bi Verstand oder bin i nit bi Verstand,“ platzte der Bürgermeister los, „bim heiligi Chrüz, worüm bringt mi der Cherli ins Bett es wie ne Bütschelpöppli,“ und er fuhr mit einem Ruck aus dem großkarierten Federbett. Friedli, dem die hellen Schweißtropfen von der Stirne rannen, warf einen kurzen entsetzten Blick auf seine Mutter, sich dabei rückwärts der Thüre nähernd, allein die behende Frau kam ihm zuvor,

indem sie hinter ihm abschloß und den Schlüssel zu sich steckte.“

„Du sollst mer nit verwütsche, wani di endli doha“ — „Aber Götti,“ unterbrach sie das Mädchen halb lachend, halb ärgerlich, „was häner eigentli, daß Ihr so us em Hüßli sin?“

„Jo, bigott,“ schrie der Bürgermeister, „so ebbis Berruckts han i jo mi Lebzig nit erlebt —“

„Do stoht er,“ sagte die kleine Frau, „und wienern sehe in finer fürchtige Verlegeheit mit'me Chopf als wiene Hannistrube isch niemes schuldig als er. Denke au, der Bu seit mer hüt uf mi müetterlich Frog: was hesch in Gottsnamme daß de nimmi isisch und ummi gohsch als wie ne bechümmerte Geist — was meinener, was er seit: ‚I cha 's Lebe nit libe.‘ — Und wil i mit allim Rede si vertrackte Dickkopf nit z'racht seße kun, han i denkt: Du gohsch zuem Buremeischter; wan'em eis Indruck macht, so

isch der! Mit gueti Wurte hät' i de Bu aber mi Lebzig nit her brocht u so han i in Gottsname ebbis z'same g'loge und g'seit, Ihr hätte e bizeli e Schlägli g'habt, und sie chönnet Euch nit vom Stuehl lüpfe."

Der Bürgermeister schlug sich auf die Beine und fing nun nachträglich an zu lachen, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen.

„Trotz mi bi Gott der Cherli es wie ne Bütschelpöppli in d' Stube, a Ma von min G'wicht — Götti, Götti, Ihr hän uns do ebbis Schöns inbrucht, ihr meisterg'schäftigs Wib, Ihr!“

„Buremeister,“ unterbrach sie ihn, „mi losse us em Spiel — do stoht der Sünder, der unserm Herget sin schönstis G'schenk nit libe mog, mache, daß mer bald der Grund erfahre.“

Der Bürgermeister wiegte den Kopf und schaute den Burschen an, der mit gesenktem Haupt vor ihm stand. Auch

die Bäbi am Fenster musterte mit blizenden Augen den verlegenen Burschen, und so oft ihr das Lachen kommen wollte, legte sie eine ihrer braunen Flechten quer über den Mund.

„Friedli,“ begann der Bürgermeister, „du hesh's doch guet —“

„Jo, i ha's guet,“ gab der Bursche zu.

„I sollt's meine,“ rief die Frau, „bigott —“

„Götti, losse mir's Wurt,“ unterbrach sie der Bürgermeister, „Ihr mache mir der Friedli numme schüüch — was druckt di — red 's von der Laber weg — hesh ebber a Liebi?“

„I denk' nit ans Hirote,“ platzte der Bursche heraus.

„Du, dumme Cherli, du dumme,“ fuhr ihm die Mutter ins Wort, „sell isch's jo grod — e rieche Bursch as du eine bisch u —“

„Götti,“ unterbrach sie der Bürger-

meister, „was han i g'feit — chämener denn 's Mul nit halte? —“

„I cha allis,“ erklärte sie und nahm wieder auf ihrem Stuhl Platz.

„Worum, Friedli,“ fragte der Bürgermeister, „denk'sch nit an 's Hirote?“

„Billeicht grob — will i riich bin —“ kam's zaghaft über des Burschen Lippen.

„Thut der oebber d' Wahl meh?“

„Sell nit — aber i will nit g'hirot si weger min Geld —“

„Jo, aber Friedli, du biich doch e jusre Bu, der sich sehe lasse cha, meinsch des merket d' Meidli nit —“

„I, mein Herr Buremeister, 's isch 's Bescht, Ihr losse mi goh —“

„Was han i g'feit,“ schrie seine Mutter, „isch's nit e vertracte Dickkopf — gibt's no uf der Welt e zweit's —“

Da stand plötzlich die Väbi neben ihr! „Götti, daß der Friedli e wengili verdrießli isch, sell ist kei Wunder, denn er het g'handlet as e guete Mensch und

si ganzi Chraft ing'setzt, daß em iez no 's Wasser von der Stirn tröpflet und zum Lohn sieht er si verrote —“

„Des kommt von seiner Dummtheit.“

„Des isch nit dumm, Götti, des isch guet! scho wie ner no e kleis Bübli g'si isch, han i mi mengmol binah z' Tod chränkt, daß Ihr ne alliwil dumm g'heiße hänt — u 's isch bi miner Seel' nit wohr! nit wohr isch's, sag i, u i kenn' en, und im ganze Ort isch's numme d' eigini Muetter, die so ebbis von em b'haupt — jo, Götti, rise numme d' Auge uf as wie ne Schüredor, 's isch guet, daß Ihr au eimol d' Wohrheit höre, i ha se bigott lang g'nüg verschlucke müesse! Und iez gebe der Schlüssel 'rus, denn bi uns cha jeder komme und gehe, as wie 'ner Luscht hat.“

Damit öffnete sie die Thüre und schritt hinaus; der Bursche folgte ihr.

„Bäbi“, sagte er draußen im Garten, „das isch brav g'si —“



„Was isch do brav,“ unterbrach sie ihn, „’s isch numme natürli de guete Mensche — ’s Wurt z’ rede —“

„Weisch,“ stotterte er, „i ha des Lebe nit lide könne, wil i denkt hab’, du bisch — du bisch —“

„Jo, i weiß,“ nickte sie, „’s isch mer jo schier gar selber a bizeli verb’leid’t g’fi, sieder nimme komme bisch —“

Als Friedlis Mutter den Kopf zum Fenster hinaus streckte, um nach ihrem Sohn zu sehen, sah sie gerade, wie sich die beiden jungen Menschen in die Arme fielen.

„Jeffis Marei,“ schrie die Frau auf und sank auf den nächsten Stuhl nieder, „do schaue, Buremeischer, was es do gibt!“

„Bim Bluest,“ lachte der Mann und schnellte sich mit dem Daumen eine Thräne vom Nasenrücken, „des isch jo beinah, als ob do e Liebi im Spiel wär’ — wan Ihr nüt dorgege hänt, Götti —“

„Nei, nei,“ feuchte die Alte, „unser Herget g'segen's, unserm Herget si Lob u Dank — was aber mi Söhnere agoht, do dünkt mer's fascht — wissener, was mer do dünkt, Buremeischer — als ob i künftig s' Mul e wengeli holte müeßt —“



# Ein Narr.





**W**enn der Zug in die Hallen der lebendigen Universitätsstadt einfuhr, standen sie immer an ihren Posten, der närrische Phibs mit seinen Streichhölzern und Fidibussen und die bucklige Lotte mit ihrem Körbchen Blumen. Der eine erwarb sich seine Käufer durch das Kauderwelsch von Sinn und Unsinn, den er zusammenredete, begleitet von einer Auswahl der lächerlichsten Frazen und Sprünge; das Mädchen schwieg und ließ sein Gebrechen reden. Die beiden wechselten kaum je ein paar Worte miteinander, aber wo man das eine sah, sah man auch das andere, und merkwürdigerweise erregten sie trotz ihres Unglückes keine eigentlich peinlichen Empfindungen; des Burschen Narrheit hatte einen so harm-

los vergnügten Anstrich, während der Blick des Mädchens vollkommene Genügsamkeit ausdrückte. Mancher sah sich wohl noch einmal nach ihr um mit einem: „Schade um das nette Gesicht!“, als ob das Schicksal, welches der jungen Blumenverkäuferin wohl ohne ihre Mißgestaltung geblüht hätte, weniger bedauerlich gewesen wäre. So, wie sie war, ging sie völlig unangefochten ihrer Wege, verdiente sich ihre paar Groschen im Tag und teilte sie mit der Geliebten ihres Vaters, die sich des früh verwaiseten Kindes angenommen und nun seiner Stütze sehr bedurfte, da sie das Augenlicht verloren. Lotte trug seit ihrem sechsten Jahre die Blumen zum Verkauf aus und kam, da immer von der Hand in den Mund gelebt werden mußte, nie dazu, irgend einen anderen Erwerb zu ergreifen. In frühester Jugend hatte sie freilich eine unbezwingbare Lust fürs Putzmachen empfunden, und ihre Pflegemutter mußte

sie allabendlich von dem Hutladen in der Seitengasse an den Ohren heimholen; allein mit der Zeit überwand sie diese Sehnsucht, und der ihr angeborene Schönheitssinn offenbarte sich dafür in der netten Art, mit der sie ihre Sträußchen band. Gewöhnliche Redensarten waren nie aus ihrem Munde vernommen worden, obgleich sie ihr Leben auf der Gasse zubrachte und jedem übermütigen Studenten oder angeheiterten Arbeiter Rede stehen mußte. Auch pflegte sie einen Kuß oder einen Kniff in die Wange mit einem solchen Gleichmut hinzunehmen, daß dadurch für die Männer aller Reiz verloren ging. Nur in einem Punkt war sie, wenigstens zu früheren Zeiten, einigermaßen aus sich herausgegangen, und das war in ihrem Haß gegen den närrischen Phibß. Nie, nicht einmal als ganz kleines Mädchen hatte sie über sein Gebaren zu lachen vermocht; sprach er sie einmal an, so schaute sie mit dem Aus-

druck unverhohlenen Ekels zur Seite, und wollte er nicht ausweichen, so trat sie nach ihm wie nach einer giftigen Kröte. Anders der Bursche; mancher würde sich vielleicht gewundert haben, wäre er einem der Blicke begegnet, mit denen der Narr im Vorbeigehen die Gestalt der Blumenverkäuferin streifte; in der That war denn auch Phibs so gesund bei Sinnen, als irgend ein hochlöbliches Mitglied des Staats- oder Bürgerstandes. Er war noch klein, sandte ihn die Mutter nach der Schulzeit mit seiner Lade voll Streichhölzer und Fidibusse auf die Gasse, und der einzige Ueberfluß, in dem Philipp — kurzweg Phibs genannt — aufwuchs, waren Ohrfeigen, die ihm ungezählt um die Ohren furrten, so oft er ohne merklichen Absatz seiner Ware die heimatliche Schwelle betrat. Da geschah es, daß er eines Abends aus Verzweiflung über seine schlechten Geschäfte in eine Art von Galgenhumor verfiel, so daß er; Frauen

schneidend, mit lauter Stimme zu singen anhub und sich also vor jeden Vorübergehenden hinpflanzte. Das lächerliche Mischmasch von Verzweiflung, Dreistigkeit und demütiger Bitte, das seine Miene ausdrückte, machte die Leute lachen, so daß sie wohl oder übel zugriffen und ihm was abnahmen. Phibs dachte über diesen Fall nach, machte weitere Versuche, und nachdem er's einmal herausbekommen, daß das Lachen die Leute freigebiger stimmte, ging er systematisch ans Werk, sich zum Narren auszubilden; eine wirklich komische Uder und eine außerordentliche Gelenkigkeit der Gesichtsmuskeln erleichterte ihm sein Vorhaben. In einigen Jahren schon nannte ihn kein Mensch mehr anders als den närrischen Phibs, und sein Geschäft, das ihm als bescheiden bittender Junge nur wenig eingebracht, nahm plötzlich einen vollen Aufschwung. Es gab aber auch keinen lustigeren, frecheren und tolleren Narren



als diesen Phibs, und was wenig Schauspieler von sich sagen können — Phibs war täglich neu; ein gewisser Ehrgeiz spornte ihn an, die Lacher stets von neuem zu reizen, und so wurde mit den Jahren seine Gestalt immer abenteuerlicher, sein Gesicht affenartiger, und sein loser Mund kannte keine Scheu mehr im Vorbringen der tollsten Ungereimtheiten. Am buntesten trieben's die Studenten mit ihm; wo sie ihn fanden, packten sie ihn auf, narreten und hezten ihn und machten ihn schließlich betrunken, bis er mit den ebenfalls betrunkenen Korpskunden auf einen Haufen sank und sich nicht mehr rührte. Daß auf diese Weise Phibs' Seele nicht eben in Respekt für die menschliche Gesellschaft aufging, war selbstverständlich. Indes dafür, daß man ihn wie ein vernunftloses Wesen behandelte, hielt er sich an dem Bewußtsein schadlos, die sich so klug dünkenden Lacher nach Lust belügen, betrügen und

an der Nase herumführen zu können. Lotte war und blieb die einzige, die ihm mit beharrlichem Mißfallen begegnete. So sehr ihn dies ärgerte, und obgleich er beim Anblick der ärmlichen, aber mit einer gewissen Zierlichkeit gekleideten Erscheinung immer in eine schwermütige Stimmung verfiel; er konnte es nicht lassen, sie zu jeder Tageszeit aufzusuchen. Damals war nicht die Spur einer Erhöhung an der kindlich zarten Gestalt zu bemerken, welche mit einer kleinen, kaum bemerklichen Handbewegung und einem bittenden Aufschlag ihrer dunkeln Augen die Blumen den Vorübergehenden bot. Und die Einfalt des Mädchens rief in Phibs Empfindungen der Sehnsucht nach seinem eigenen ungeschminkten, vernunftbegabten Selbst wach. Es gab Augenblicke, da fragte er sich allen Ernstes: „Wie komme ich wieder aus meiner närrischen Haut heraus?“ — Allein wie er sich's auch überlegte, der

Beg war ihm versperrt; denn er hatte während seines Gassenlebens nichts gelernt, womit er sich und die Seinen, die immer anspruchsvoller wurden, hätte durchbringen können. Also blieb er seinem einträglichen Geschäft der Narrheit getreu und machte darin solche Fortschritte, daß es ihm, wenn Lotte nicht gewesen wäre, wohl selber zum Traum hätte werden können, daß er im Grund ein vernünftiger Mensch war.

Eines Abends, sie standen beide an der Bahn in Erwartung des kommenden Zuges, gewahrte Phibs plötzlich, wie ein wohlgekleideter Mensch mit rohem Gesichtsausdruck dem eben aufblühenden, geradgewachsenen Mädchen ein paar Worte zuflüsterte und winkte, ihm zu folgen. Lotte rührte sich nicht von der Stelle; als jedoch der Fremde sie beim Handgelenk erfaßte, schrie sie leise auf, und eine dunkle Röte färbte ihr Angesicht. Phibs stand plötzlich an des Herrn Seite;

er hätte ihn umbringen können vor namenloser Wut, allein er machte seine tollsten Affensprünge, krächte wie ein Hahn und grinzte und schwätzte auf den Fremden so lange ein, bis dieser ihn voll Zorn auf die Seite stieß und davonrannte.

In jener Nacht lag Phibs mit dem Oberkörper zu dem schmalen Fenster seiner Kammer hinaus und starrte in die Finsternis. Ein grauenhaftes Gefühl stumpfer Verzweiflung hatte sich seiner bemächtigt, er schaute plötzlich mit offenen Augen in das abgrundtiefe Glend, das ihn umgähnte. In der Stube schnarchte seine Mutter, welche sich dem Trunke ergeben, seit mehr Geld ins Haus kam; die Schwestern hatten sich die menschenverachtende Philosophie des Bruders zu eigen gemacht und führten ein arbeitsloses Freudeleben. Jetzt erst merkte Phibs, daß die kleine Lotte der einzige helle Punkt in der trostlosen Dede seines

Lebens war. — „Und ich bin ein Narr,“ stöhnte er zur sternlosen Himmelsdecke empor, „und sie verabscheut mich — und wenn sie verloren ginge“ — schrie er auf und weinte wie ein Kind.

Indes Meister Phibs hatte nicht umsonst seine Phantasie in jahrelange Thätigkeit gesetzt, als daß sie ihn in seiner Ratlosigkeit auf die Länge im Stich gelassen hätte. Eines Morgens kam er mit seinem alten, treuherzig schlauen Gesicht zum Bahnhof, näherte sich dem jungen Mädchen und legte ihr einen Brief auf das Blumenkörbchen; er machte dabei ein Zeichen mit dem Daumen nach rückwärts, zog die Schultern bis an die Ohren und hinkte davon, ohne Lottens Frage abzuwarten. Sie war nicht rasch von Entschluß und ließ den Brief eine ganze Weile unerbrochen in ihrem Körbchen liegen; allein in den Stunden langweiligen Wartens, die sie sich oft durch das Lesen alter Zeitungen verkürzte, griff

sie endlich auch nach dem Brief. Er trug ihre deutliche Adresse, und es war ihr sehr merkwürdig, zum erstenmal in ihrem Leben einen Brief zu erhalten. Noch merkwürdiger war ihr der Inhalt, den sie sich nicht ohne Mühe aneignete:

„Liebe Lotte!

So wahr ein Gott im Himmel lebt, Du hast einen so ehrlichen Liebhaber, als ein Menschenherz in einer Brust schlägt! Wohl hält er sich fern! aber es hat seine Bewandtnis! Noch hat ihn ein ver= wünschtes Geschick am Faden der Erbärmlichkeit, auf daß er nicht im stand, ein Dir erfreuliches Heimwesen zu gründen. Aber Lotte, ich lege die Hand auf mein männliches Herz und schwöre: ich schaffe und harre, bis ich Dein verdienet durch meine treue Liebe. Aber auch ich schwöre, daß, wenn ich erfahre, daß wenn mein Dich allzeit und immerfort beobachtendes Auge Dinge gewahr wird, als

einer Liebshaft ähnlich, so findet man eine Leiche im Neckar, und merke Dir wohl, es ist meine eigene! Wo aber kann über eines Menschen Haupt Glück fallen, wo er sich sagen muß: ich habe einen Atem gelöscht, dem mein Name alles war! Sei ehrsam! Denn was nicht ehrsam ist, sinkt in den Schlamm, wo der Abschaum der Menschheit wie ein Rehrichthausen der Stunde wartet, in die Hölle gefegt zu werden! O, Lotte, lasse Dich nicht kaufen wie Deine Blumen; denn ihr Los ist der Rehrichthausen! Wo aber eine einen Makel hat, danach greift keines Menschen Hand und darum höre meinen Rat: Mache Dir einen Höcker, liebe Lotte, es bleibt Dir nur ein Höcker mit der sicheren Aussicht eines treuen Mannes, oder kein Höcker und lebenslängliche Schmach! Denn die Männer sind arg! Und wo ein Mädchen mit glattem Gesicht schutzlos am Wege steht, fragen sie nicht lange. Wähle! und

denke an meine Leiche im Neckar —  
denke daran, o liebe Lotte!

Im guten Fall aber

Dein getreuer Zukünftiger.“

Und Lotte bedachte sich Tage und Wochen; ihr angeborener Schönheitsfinn sträubte sich nicht wenig gegen die Mißgestaltung, die sie sich anthun sollte; andererseits verfehlte die Sprache des unbekanntem Freiers nicht, Eindruck auf ihr Gemüt zu machen. Dazu kam noch, daß die Pflegemutter, weit davon entfernt, das Mädchen zu den eigenen Wegen, die sie gegangen war, aufzufordern, ihr im Gegentheil von früh auf predigte: „Heirat', Lotte, denn im Alter braucht man eine Heimat.“ Also fühlte sich das Mädchen mit der Zukunft, die ihr der Unbekannte bot, durchaus einverstanden, nur wollte sie dieselbe ohne Höcker erwarten.

Indes, wie recht der Schreiber mit



seinem Vorschlag hatte, sollte sie im Verlauf der Zeit mehr und mehr einsehen lernen. Je anmutiger sie sich entwickelte, desto zudringlicher gebärdeten sich ihre Käufer, und dem von Natur mehr leidenden als handelnden Geschöpf blieb oft nichts anderes übrig, als den Narren zu Hilfe zu rufen, der dann auch immer gar schnell bei der Hand war, die fecken Gesellen durch sein Gebaren von ihr abzuführen.

Im Innersten Abenteuer dieser Art abhold, wurde sie der ewigen Hezereien endlich müde; einige Briefe des Unbekannten trugen noch das Ihrige dazu bei, kurz, sie entschloß sich eines Tages und erhöhte unter heißen Thränen ihre linke Schulter. Die Belohnung blieb nicht aus; ein hübsches Silberringchen lag in dem Brief, den ihr der Narr tags darauf zusteckte; freilich enthielt das Schreiben den unangenehmen Nachsatz: „Mut, liebe Gotte, aber noch mehr,

noch mehr!“ — Sie kam durch Erfahrung selber zu der Einsicht, daß mit dem Wenigen nicht geholfen war, und so wuchs der kleine Höcker langsam heran, bis eines Tages der Nachsatz — noch mehr, noch mehr — in den Briefen des Liebhabers unterblieb. Und nun war sie gefeit und lernte die Männer, die ihr in der Zeit ihrer körperlichen Makellosigkeit beinahe hassenswert erschienen waren, als rücksichtsvoll und gütig kennen. Phibs' Briefe aber, die nicht aufhörten, ihr die Zukunft in den glänzendsten Farben zu malen, gaben ihr die nötige Kraft zum Tragen ihrer Last. Der gute Phibs selber lebte inzwischen armjeliger als der Ärmsten einer, mit der Emsigkeit einer Ameise an dem Gebäude seiner Zukunft bauend. Die Mutter wurde der Pflege einer braven Nachbarin übergeben, wo weder Geld noch geistige Getränke zur Hand waren, dafür aber die nötige Ueber-

wachung. Phibs legte bei einem auswärtigen Bankier sein sauer verdientes Geld an, das einige glückliche Spekulationen bald um das Doppelte vermehrten. Immer weniger brauchte er zu heucheln, wenn er den lustigen Narren spielte, denn indem sich seine Verhältnisse klärten und besserten, war's ihm geradezu eine Notwendigkeit, seine Hoffnungsfreuden und Sehnsuchtschmerzen in tollen Verrücktheiten zu äußern. Mit Lotte stand er noch gleich fremd, wie zur Kinderzeit; er überbrachte ihr die Briefe und Geschenke des Liebhabers und hatte auf ihre beständigen Fragen nach diesem immer dasselbe dreiste Kopfschütteln und Achselzucken. Der zerlumppte Mensch mit dem unordentlichen Haar und Bart war ihr insofern kein Greuel mehr, als sie sich eines gewissen Dankgefühls gegen ihn nicht erwehren konnte, auch war ihr das Erscheinen des hinkenden Boten um ihres Liebhabers willen stets erwünscht.

Sie zählte jetzt vierundzwanzig Jahre, und in der ganzen Zeit war ihr noch nie ein Zweifel an die Existenz oder Ehrlichkeit ihres eifrigen Brieffschreibers gekommen; denn nicht nur mit schönen, erbauenden Worten, auch als Retter in der Noth hatte er ihr beigestanden, als die Pflagemutter schwer erkrankte und an keinen Verdienst mehr zu denken war. Ebenso sorgte er eines Tages für das Begräbniß der alten Frau, und Lotte vermochte ihren Erwerb wieder aufzunehmen. Ihre Gedanken waren jetzt immer mit dem Herausputzen ihres Stübchens beschäftigt, und sie konnte kaum den Abend erwarten, wo es ihr vergönnt war, ohne Höcker in dem ihrem Inneren entsprechenden Raum auf und ab zu wandeln, oder über ihrem Holzkästchen zu träumen, in welchem sich, außer dem mit großer Sorgfalt gehaltenen Kamme, die Briefe ihres Liebhabers befanden. Und Phibs' Blicke verweilten immer

länger auf dem stillfrohen Gesicht des Mädchens, so daß er oft auf Minuten vergaß, was eigentlich seines Amtes war.

„Du,“ sagte einmal bei einer solchen Gelegenheit ein Student zu seinem Begleiter, „hast du eben gesehen, was der Narr ein Paar Augen auf die Lotte geworfen — Donnerwetter, wenn sich zwischen den beiden — das wär' ja köstlich — da müßte man aufpassen . . .“

„Ach was,“ unterbrach ihn der andere, „wozu sich um Menschen kümmern, die nicht in Betracht kommen!“

Lotte aber erhielt eines Tages ein größeres Paket mit einem Brief folgenden Inhaltes:

„Liebe Lotte!

Wir sind am Ziel! Ich habe eine Schenke gemietet überm Neckar ziemlich weit von hier. Das helle Kleid und die seidene Mantilla sollst Du zu unserem ersten Zusammentreffen anziehen, wobei

Du den Hocker in den Ofen schmeißen magst. Ein langes, glückliches Leben, auf Händen getragen, soll ihn Dir lohnen. Wir wollen es festlich begehen und uns heute abends am Schloß, wo Musik ist und Beleuchtung mit Raketenfeuer, treffen, dort an dem kleinen Platz mit der Bank bei der großen Eiche, in die so viel Herzen sich schnitten. Geh hin, wenn es dunkelt, auf daß Dich niemand kennt, und sei zum letztenmal brieflich umarmt von Deinem getreuen Liebhaber.“

Lotte folgte der Weisung des Schreibers aufs Wort; als sie an dem bewußten Platz ankam, schien der Mond fast tageshell. Nun blieb sie in ihrem hellgeblühten Kleid mitten auf dem Platz stehen und wartete, denn es war ihr, als dürfte keine Falte den bräutlichen Staat verunzieren. Ihre Wangen brannten, und als eben die Musik oben auf dem Schloß begann, trat Phibis aus dem

schmalen Weg, und zugleich mit den raschen Schritten hörte Lotte das tiefe Atmen des Mannes. Ohne einen Blick auf ihn zu werfen, fing das Mädchen sofort an zu schluchzen.

„Du mußt jetzt nicht weinen, Lotte, sondern mich anschauen, ob du mich auch lieb haben kannst,“ sprach er mit einer Stimme, die sie schon hundertmal gehört zu haben glaubte.

Schüchtern hob sie den Blick und schaute den Sprecher an, der sie um einen halben Kopf überragte und ein angenehmes Gesicht hatte mit nur etwas eigentümlich zuckenden Augenlidern. Er konnte, da sie ihn mit so unverkennbarem Wohlgefallen und doch auch wieder, wie sich besinnend, anschaute, der Versuchung nicht widerstehen und eine seiner Frauen huschte über seine Züge.

„Phibz!“ schrie Lotte auf und fuhr, wie von der Tarantel gestochen, ein Stück von ihm zurück. — „Ja, Phibz,“ sagte

er, „der aber ebensowenig ein Narr ist, als du einen Höcker hattest. Komm', setze dich zu mir, ich will dir's erzählen, wie ich zu dem traurigen Handwerk gekommen bin, und dann wirst du merken, daß ich einen gar hellen Kopf hab' und ebenso treuen Herzens bin.“

Hinter ihnen spielte die Musik, von Zeit zu Zeit leuchtete es grün oder rot durch das dunkle Geäst, und für einen Augenblick schaute dann die alte Schloßruine wie ein Traumbild auf die beiden Menschen hernieder. Lotte hing wie gefangen an des Erzählers Lippen; was er sprach, war so vernünftig und schön, wie die Briefe, die er geschrieben; seine Stimme, sonst so rauher Töne fähig, klang sanft, seine Augen hatten einen wehmütig feuchten Glanz; nur zuweilen zuckten die Linien in seinem Gesicht verätherisch auf und halbe Grimassen huschten darüber hin. Als er seine Erzählung schloß mit den Worten: „Und jetzt,



Lotte, bin ich dir noch ein Abscheu — Lotte?" da legte sie die Arme um seinen Hals und drückte das Gesicht gegen seine Brust: „Gott sei Dank, daß du kein Fremder bist, ich habe so gezittert.“ — „O Herrgott im Himmel," schluchzte Phibs auf, sie fest an sich pressend, und so verblieben sie eine ganze Weile, bis plötzlich sein leicht bewegliches Gemüt von den Tönen einer lustigen Walzerweise erfaßt wurde: „Komm tanzen," jauchzte er auf, „wir sind ja gesund, wir sind ja heile, ganze Menschen, Lotte!" Und er umfaßte sie und schwenkte sie herum, küßte ihr selig leuchtendes Gesicht und schwenkte sie wieder — und so erlebten sie miteinander jenen höchsten Rausch irdischer Glückseligkeit, wie er sogar solchen, „die in Betracht kommen," nur selten zu teil wird.



Die  
Bettler ums Himmelsbrot.







In einer Gasse der Hauptstadt stießen zwei Menschen, rechts und links um die Ecke bieugend, aufeinander und schüttelten sich die Hände.

„Bei Gott,“ rief der eine, „so kann nur Peter Rent die Augen zusammen-drücken — im übrigen aber haßt du dich — Donnerwetter —“

„Glückspilz,“ unterbrach ihn der andere, „Professor an der Universität — Afrikareisender — und wahrhaftig noch das alte Bubengesicht zwischen der blonden Mähne — ja, ja, mein lieber Hans, Glück muß der Mensch haben! Ich trug unterdessen meine Jugendhoffnungen hübsch zu Grabe und hab's zum Bibliothekar an der Volksbibliothek gebracht.“

Hans nahm den bitter Auflachenden

beim Arm: „Ich begleite dich — und nun erzähle, alter Peter.“

Der war in großer Verlegenheit; bittere Gefühle schnürten ihm die Kehle zusammen; er empfand schwer den Abstand zwischen sich und dem Kameraden, mit dem er einst gleichen Schritt gehalten, und wie um diese Gefühle zu übertönen, machte er ein großes Geschrei, fuchtelte mit den langen Armen in der Luft herum und gelangte erst nach einer Reihe von Ausrufungen zum eigentlichen Erzählen: „Nun — du weißt — mein Vater — jeden Kreuzer rackerte er zusammen — nährten uns jahrelang von nichts als Brot und Wurst — und Wurst und Brot — alles fürs Studieren — ja, prost! starb weg, der alte Mann — und nach elendem Hungern, Mühseligkeiten aller Art, wurde mir durch Vermittelung eines Schulkameraden die Stelle angeboten, die ich nun bald zwölf Jahre inne habe.“

„Und deine Mutter,“ fragte der andere.

„Starb — an meinen verfehlten Hoffnungen. — Ja, manchmal hätte wohl einer das Zeug, sich aus der Niederung zu erheben — aber die Verhältnisse! — Wohne jetzt hinter der Bibliothek im Hof — drei Treppen, bei einer alten Frau, die mir kocht und wäscht.“

„Also nicht verheiratet?“

„Gott soll mich bewahren, das fehlte noch, hab' das sorgenvolle Dasein satt, lebe jetzt recht zufrieden — in Ruhe und Behagen, kann mich satt essen und leg' sogar noch was zurück.“

„Peter,“ sagte der Professor, indem er kopfschüttelnd vor sich nieder sah, „du hast dich sehr verändert.“

„Nun, natürlich — natürlich,“ schrie der andere, als suche er abermals eine innere Stimme zu übertönen, „der schöne Ehrgeiz, und was man sonst in der Jugend fühlt, sind Dinge, die nichts

einbringen — aber komm' mit herein, hier ist meine Bibliothek; ich muß sie des Sonntags zeitig öffnen, sonst brummen meine Leser.“

Sie traten ein, und es wahrte in der That kaum ein paar Minuten, kam ein Mann nach dem anderen, holte sich eine Zeitung oder bat um ein Buch und verfügte sich damit in das große, luftige Lesezimmer nebenan. — Der Professor hatte auf dem Tisch Platz genommen, und mit den Beinen baumelnd, ließ er den Blick über die Leser schweifen, die mit den Ellenbogen über ihren Büchern und Zeitungen lagen, die Hände in den Haaren vergraben, fast lauter gefurchte Stirnen, arbeitsmüde Züge. Der Bibliothekar fuhr unterdessen einen Menschen an, der sein Buch in üblem Zustand zurückgebracht, machte sich überaus wichtig und gab sich die erdenklichste Mühe, den Freund von der Größe seiner Macht zu überzeugen. Da ging die Thüre auf

und herein stampfte eine dicke, kleine, gesundheitsstrozende Frau, der ein ungefähr achtzehnjähriger, höchst verlegener Bursche auf dem Fuße folgte.

„Schön guten Morgen,“ feuchte sie, atemlos vom raschen Gehen, „empfehle mich den Herren, bin Wäscherin meines Zeichens und muß in Gottes Namen heut' meine Kirch' opfern, denn die Wege sind weit und die Beine kurz, und der Bub' da liegt mir nun schon drei Wochen ununterbrochen in den Ohren, ich soll mit hergehen und ihm das Büchl kaufen — ‚Michel Kohlhaas‘ heißt der Kerl, und weiß der Teufel, was er für einen Narren an ihm gefressen; aber ich bitt' Sie, er nimmt das Büchl mit ins Bett und will nicht davon lassen, und was thut eine Mutter nicht für ihr Kind, obwohl ich noch drei andere hab' und mir unnötige Ausgaben weh thun, denn das weiß der liebe Himmel, s' Leben ist teuer, als hätt' man sich drum gerissen,



aber der Bub' soll das Büchl haben, denn ich bitt' Sie, eine Freud' ist eine Freud', und was hat denn der Mensch sonst auf der Welt als Plag, und darum kurz und gut — was kost's?"

„Ja, liebe Frau,“ sagte der Bibliothekar, „das Buch müßt Ihr wo anders kaufen, Ihr kriegt's gleich da linker Hand um die Ecke —“

„Was,“ fuhren ihm Mutter und Sohn in die Rede und machten so lange Gesichter, als sei ihnen damit alle Hoffnung benommen, das teure Buch zu besitzen. Der Professor nahm es seinem Jugendfreund aus der Hand.

„Wenn Euch aber gerade das lieb ist, so sollt Ihr's auch haben, ich werde schon sorgen, daß ein neues Exemplar in die Bibliothek kommt, und den Beutel lassen Sie ruhig stecken, gute Frau, es macht mir Freude, das Buch dem jungen Mann zu schenken, und will er was Neues haben, so wende er sich nur un-

verzagt an den Herrn da, denn der ist zum Helfen und Maken auf diesen Posten gestellt.“

Nun war eine Sekunde lang nichts zu hören, als das laute Atemholen des überraschten Burschen, dann streckte die Frau ihre vom Waschen rote Hand aus dem Umschlagetuch hervor und schüttelte die Rechte des Professors mit festem Druck: „Sie müssen auch guter Leute Kind sein — Sie wissen, was es heißt, eine Freud' machen, Sie haben 's Herz, den Blick und die rechten Worte dazu — Sie braucht man nicht zu segnen, Sie sind schon gesegnet — gib die Hand, Bub',“ wandte sie sich an den großen Burschen; der that's, und im nächsten Augenblick waren sie zur Thüre draußen. Dem Bibliothekar schnürte etwas die Kehle zusammen; er brummte vor sich hin, riß ein paar Bücher vom Schafte, stellte sie wieder hinauf und platzte endlich mit der Bemerkung heraus: „Das

könnte dir wohl Spaß machen, ja wohl, so meine ganze Bibliothek wegzuschicken — verrückter Kerl, der du immer warst.“

Hans kam mit einem Sprung über den Tisch, er packte den Schulkameraden beim Rockfragen: „Mensch, Mensch, knausere nicht am Himmelsbrot, das dir zum Verteilen in die Hände gegeben ist — alter Peter, du kannst an diesen hier zum Herrgott werden und diesmal hängt's nur von dir ab, die beneidenswerteste Höhe zu gewinnen.“ —

Er stülpte den Hut auf den Kopf und rannte davon.

Peter starrte ihm nach, drückte die Augen zusammen und meinte, indem er viermal hintereinander die Feder eintauchte: „Noch ganz wie früher — ganz wie früher.“ —

Ein Seufzer entstieg seiner Brust; er nahm mechanisch Bücher entgegen, holte andere herbei und schrieb Nummern

ein, aber zwischen den Gestalten, die kamen und gingen, tauchten plötzlich allerlei Gesichter aus vergangenen Zeiten auf, und es war, als mahnten sie ihn: Auch du hast einmal hochherzig gedacht und empfunden und an deines Freundes Seite für alles Edle, Große und Gute geschwärmt. — Er schüttelte den Kopf und beugte sich nieder auf die weißen Seiten seines Buches, allein die Zahlen verschwammen vor seinen Blicken, es that sich ein Garten vor ihnen auf — der schöne, weite Nachbargarten, in dem er als Knabe gespielt; er hörte fröhliche Kinderstimmen, Hans stürmte daher, ein Buch in der Hand, die Wangen glühend, die Augen voll Thränen.

„O Peter, das ist der letzte Schiller — ich hab' ihn fertig; jetzt ist nichts mehr auf der Welt des Lesens wert, jetzt kann nichts Schöneres mehr kommen.“

Peter nahm den Band in Empfang; er wollte den Kameraden mit sich ziehen,

allein dessen Geschwister kamen herbei, sie umringten die Knaben und forderten energisch, daß sie am Spielen teilnehmen sollten. Peter wartete, mit seinem Schiller in der Hosentasche, die nächste Gelegenheit ab, sich in die Einsamkeit zu retten; der Platz, den er sich aussuchte, war der Hühnerstall; rückwärts in die Oeffnung kriechend, streckte er sich, unempfindlich gegen den Schmutz und Geruch, in dem dunkeln Stall aus, und den Kopf unter der Oeffnung, das Buch vor sich, so las er seinen Tell. Der Abend kam, das Mondlicht leuchtete dem eifrigen Leser, der Vesper- und Abendbrot vergaß und taub blieb für das verzweifelte Gackern des Hühnervolkes, das ihn umringte und in sein Nest verlangte.

Und als das Buch zu Ende war, überkam auch ihn die Gewißheit, daß nun nichts Schöneres mehr im Leben folgen konnte, und er barg den Kopf in die Arme und weinte bitterlich.

Wie diese Kinderthränen den Erwachsenen nun anklagten, mit seinem gegenwärtigen Selbst in Konflikt brachten! —

„Ach was, Dummheit — völlig abgeschmactt,“ fuhr er auf, „zum Teufel —“

„Ich wollt' nur bitten,“ sprach eine schwache, meckernde Stimme, die er schon oft gehört, „bitten wollt' ich, daß ich den Schiller-Tell nochmals vier Wochen behalten dürft', wenn Sie gütigst nichts dagegen einzuwenden hätten, lieber Herr —“

Peter schaute wie aus einer anderen Welt auf das kleine armselige Männlein herab, das ihn mit glanzlosen Augen anstarrte und — „ja, schön bitten wollt' ich“ — mit zahnlosem Mund wiederholte.

Schon oft hatte Peter dem Verlangen des Alten, ohne ein Wort dabei zu verlieren, entsprochen; als er es eben auch thun wollte, sprach plötzlich eine Stimme in seinem Inneren: „Auaufere

nicht am Himmelsbrot, Peter, das dir in die Hände gegeben ist.“ — Der Bibliothekar ging einen Augenblick zum Fenster, trommelte gegen die Scheibe und kehrte zurück: „Sagen Sie mir doch, Alter,“ fragte er, „was haben Sie eigentlich mit dem Tell so lang zu schaffen?“

„Lieber Herr, lieber Herr, haben Sie Geduld, bin alt, seh' nur noch einen Schimmer, nichts als einen Schimmer — war Schuster, ein tüchtiger Schuster, hab' bessere Tage gesehen, gute Tage — und er spitzte den Mund und rieb sich die Hände — ging kaum ein Schiller über die Bretter, kaum ein Schillerstück, saß Schuster Schops drin — nun, wo's Augenlicht fehlt, lieber Herr, stockt die Arbeit — Not, nein, ich leide keine Not, hab' ein braves Kind, Gott sei Dank, ein rechtschaffenes Kind, thut doppelte Arbeit — schafft für zwei im Maschinennähen, aber lesen thut sie schlecht, recht schlecht, lieber Herr; sie ist zu müd, wenn

der Abend kommt, und mein Ohr ist verwöhnt; ich bin ein verwöhnter Mann, nicht gerade anspruchsvoll, aber meine Poesie und mein Orleansbaum sind meine Passionen — und darum liest mir die Tochter des Sonntags abends eine halbe Stunde, aber wie gesagt, schlecht — recht schlecht —“

Und der Alte nickte und legte die Hände resigniert übereinander. Peter blätterte im Tell: „Wissen Sie was, wenn's Ihnen Spaß macht, kommen Sie heute abend 6 Uhr auf meine Stube im Hof, drei Treppen hoch, ich lese Ihnen etwas, alter Mann —“

Der neigte sich hastig über den Tisch: „Sie — mir?“

„Ja, ja —“

„Das ist brav — brav — brav — o das ist brav —“ und den Zeigefinger in der Luft schüttelnd und dazu fortwährend brav schreiend, tastete er sich zur Thüre hinaus und verschwand.



Punkt sechs saßen der Bibliothekar und der Schuster einander gegenüber. Peter hatte sich vorgenommen, eine halbe Stunde zu lesen, aber der alte Mann da vor ihm mit den andächtig gefalteten Händen und den toten Augen, die, weit aufgesperrt, mehr zu verlangen schienen, zwangen den Leser, weiter und weiter zu lesen.

Als der Alte, vom langen Sitzen und anstrengenden Aufpassen ermüdet, beim Erheben auf den Beinen schwankte, drückte ihn der Bibliothekar auf seinen Stuhl zurück und ließ das Abendbrot bringen.

„Sieh mal an,“ sagte er zu sich selber, während er dem Schuster den Teller füllte, „das ist auch das erste Mal, daß du einem anderen als dir selber zum Sattwerden verhilfst.“

Der Alte aber erklärte beim Fortgehen: „Wie einer vom Theater — ganz accurat wie einer vom Theater — ja, und kann ich vielleicht nächsten Sonntag wiederkommen, lieber Herr?“

Das In-Gottes-Namen des Bibliothekars kam ihm nicht ganz von Herzen, aber der Alte wiederholte die drei Worte in einer so eigentümlichen Weise — in Gottes Namen — ja, in Gottes Namen darf ich wieder kommen, daß es dem Obenstehenden wie ein Ruck durch die Seele fuhr. Hatte denn mit einem Male alles eine Bedeutung gewonnen — Worte, die er sein ganzes lebenlang gedankenlos gesprochen und gehört, standen sie nicht plötzlich, wie lebendig geworden, auf und richteten sich gegen ihn! Er trat in seine Stube, leuchtete mit der Lampe über das Büchergestell, und in seinem hageren Gesicht ging eine eigentümliche Veränderung vor: Ein Kapital, nach dem Tausende lechzen — in dessen Besitz ich auf dem Punkt war, vom Leben abzufallen wie ein dürres Reis! — Heil dir, Kamerad, dessen zündendes Wort mich von den Toten erweckt, und du mein Schiller, hilf mir die Funken in der

Afche anfachen — denn es war ja doch einmal etwas da —

Als der Bibliothekar sich am Sonntag Punkt sechs in seine Wohnung verfügte, fand er eine merkwürdige Gesellschaft auf dem kleinen Vorplatz seiner harrend.

„Ich bitt', verzeihen Sie, lieber Herr,“ rief ihm der Schuster von der Treppe hinunter zu, „die Gunde, die durchaus nicht hat mit wollen und doch noch nichts Rechts gehört im Leben — ich hab' sie glücklich hergebracht — was sonst da ist, ist Bagage — bloß Bagage, lieber Herr!“

„Ach was — Gott bewahr', es sind liebe Leut' — unsere Mitbewohner —“ ließ sich eine warme lebensvolle Stimme vernehmen, und aus dem Häufchen Menschen trat dem Bibliothekar ein Mädchen entgegen mit einem kleinen Kind auf dem Arm.

„Sind Sie die Tochter des Alten?“ fragte er.

„Ja,“ erwiderte sie und setzte, mit

einem mitleidigen Blick ihn von oben bis unten betrachtend, hinzu: „sehen Sie dünn und verfroren aus, lieber Gott im Himmel!“

Darüber öffnete Peter etwas ungeschickt die Thüre, und die Leute drängten sich über die Schwelle.

„Haben Sie nur keine Angst,“ sagte Gunde, „das Kleine schreit nicht, es zahnt und darum kann man's nicht allein lassen; wenn ich's aber auf dem Arm habe und halt' ihm 's Köpfschen, ist's mäuschenstill. Setzen Sie sich nur ungeniert neben mich, Frau Frei — es ist die Mutter, eine geplagte Frau, wird nie fertig; auf der Gass' spielen noch drei, den Großen haben wir mit heraufgenommen, weil er keine Ruhe gibt — st' dich neben den Vater, du, und wenn du Boffen machst, hau' ich dir gleich eins hinter die Ohren.“

„Sie scheinen sehr gutherzig zu sein“, meinte Peter.

„Aber lesen thut sie schlecht, recht schlecht,“ murmelte der Schuster, während Frau Frei mit ernstem Kopfnicken erklärte: „Sie ist die reine Barmherzigkeit.“

„Heiliger Gott,“ fuhr Gunde auf, „wenn ich so dumm reden hör'! Mag ich einen Menschen leiden und thu' ihm was Gut's, versteht sich's doch von selbst. Aber der Herr kann jetzt anfangen, damit wir wieder heim kommen.“

„Was denn?“ fragte Peter.

„Schiller — Tell natürlich!“ rief der Schuster.

Und Gunde nickte: „Ja wohl, von dem wissen wir auch schon — so fremdes Zeug ist nicht schön.“ —

Peter that es leid, ins Buch schauen zu müssen; es war ihm in seinem ganzen Leben noch kein Gesicht so angenehm gewesen wie das des jungen Mädchens; kein Zug darin war schön, aber alles durchleuchtet von Seelengüte und Heiter-

feit. „Die friert nicht, o die friert nicht“ — sagte er sich und fröstelte dabei leise in sich zusammen. Während er las, hingen Gundes Augen groß an ihm; dabei hielt sie das Köpfchen des Kindes fortwährend an ihre Wange gepreßt und diente zugleich mit der linken Schulter der eingeschlummerten Frau als Stütze. Der alte Schuster lauschte wieder mit andächtig gefalteten Händen, und neben ihm auf der Erde lag der Bube lang ausgestreckt und faute an den Fingernägeln. Das energische Geschrei des kleinen Kindes machte der Vorlesung nach dreiviertel Stunden ein Ende.

„Heiliger Gott,“ rief Gunde, reichte das Kleine der Mutter hin und schoß wie eine Kugel auf den Leser zu: „wenn ich doch etwas für Sie thun könnt’ — dürft’ ich Ihnen ein Paar Socken stricken?“

„Aber, liebe Gunde,“ sagte Peter, „Sie schaffen ja für zwei, wo wollten Sie die Zeit hernehmen?“

„In der Nacht.“

„O nein, nein, nein!“ unterbrach er sie, „ich will's durchaus nicht — es darf nicht sein.“

Da ergriff sie seine dürstige Hand und schüttelte sie kräftig: „Ach Gott, nicht einmal die Hand drücken können Sie, aber dafür, was haben Sie für Gedanken im Kopf! und dem Herrn Tell seine herzigen Kinder, und wie möcht' man so gern was recht Gutes thun in der Welt, wenn man so schöne Dinge hört — ach, ich kann Sie gar nicht genug bewundern — berghoch kommen Sie mir vor gegen unsereinen.“

„Aber liebe Gunde,“ verteidigte sich Peter, „Schiller hat ja den Tell gedichtet, nicht ich.“ —

„Das ist mir einerlei,“ erklärte sie, „und jetzt marsch,“ wandte sie sich zu den anderen, „'s ist Zeit, daß wir gehen. Sonntag lesen Sie weiter, gelt? Heiliger Gott, wenn ich dem Geföler was anthun

könnt' — und so ein herzhafter Mann, wie der Herr Tell einer ist — schad', daß so Leut' nimmer leben.“ Damit nahm sie den Buben bei der Hand, schob den Vater vor sich her, lachte noch einmal zurück und schlug die Thüre hinter sich zu.

„Nicht einmal die Hand drücken“ — sagte Peter, als er allein war und beschaute wehmütig seine magere Rechte, aber sie kann's — Gott, welch' eine warme, gute Hand — daß ich auch so alt sein muß“ — da fing er an zu lachen: „ja, wie alt denn, schlotteriger Geselle — siebenunddreißig — erst siebenunddreißig — das ist ja eigentlich noch kein Alter — allgütiger Himmel, was muß ich thun, damit mich dieses Geschöpf — damit ich wieder jung — damit —“

Und er warf sich über den Tisch, und es war, als wollt' ihm das Herz zerspringen, so gewaltig war der Kampf, mit dem sich die Thränen aus seinem so lange ungerührten Innern lösten.



Und mit jedem Sonntag standen nun ein paar Bettler mehr vor seiner Thüre, und allgemach sah's in seinen Vorlesungen aus wie in einem Spital, denn seine Zuhörerschaft bestand fast nur aus Halberblindeten, halb zu Tode Geschafften oder Arbeitsunfähigen. Aus diesem traurigen Häuflein Menschen aber ragte Gundes heiteres, lebenssprühendes Antlitz, und ihre Bewunderung für den Leser machte diesem sein Amt immer lieber und lieber. Was half's, so oft er ihr auch versicherte: „Ich hab's ja nicht gemacht — Schiller ist's.“ — Nach jeder Vorlesung mußte er ihren warmen Händedruck für all das Schöne entgegennehmen, das ihre Seele bewegt; und mit der Zeit geschah's, daß sie an der Herzlichkeit seines Gegendrucks nichts mehr auszusetzen hatte.

An einem Sonntagmorgen nun machte er sich zum erstenmal auf, um Gunde in ihrem eigenen Heim zu besuchen; er war jetzt ein ganz anderer — freilich

noch immer lang und dürr wie eine Pappel, aber auch eine solche vermag, mit frischem Grün bekleidet, schmuck auszu-  
sehen. Die Bewunderung war's, welche in Peter das Gefühl frohen Selbstbewußtseins erweckt und es dahin gebracht, daß er gar nicht mehr verfroren ausfah.

Schuster Schops und Tochter bewohnten zwei kleine Stuben in einem düsteren Hof; in der einen stand ein großer Oleanderbaum, und in der vordern saß Gunde und nähte auf ihrer Maschine, von sämtlichen Kindern der Hauswirtin umringt; der Schuster rührte in einem Topf auf dem Ofen.

„Um Gotteswillen, was wollen Sie,“ rief Gunde dem Eintretenden entgegen, „ist Ihnen was passiert?“

„Nein, ich möchte nur mit Ihnen reden,“ sagte Peter und schaute mit einem etwas unglücklichen Gesicht über die vielen Kinder hin, die sich nicht von der Stelle rührten.

„Nur herzlichst 'raus damit,“ ermutigte

ihn Gunde, „Vater bleib beim Ofen, damit der Brei nicht anbrennt am heiligen Sonntag — und nun also, was kann ich für Sie thun, lieber Herr?“

Peter besann sich einen Augenblick, kam zu der Ueberzeugung, daß eine Veränderung der Situation schwer zu bewerkstelligen sei, und so meinte er leise, mit an sich gehaltener Empfindung:

„Da Sie allein zu sprechen offenbar ein Ding der Unmöglichkeit, liebe Gunde, denn ich hab's schon sehr oft umsonst versucht, so bleibt mir — kurz, möchten Sie nicht meine Frau werden, liebe Gunde?“

Sie blickte von ihrer Arbeit auf: „Heiliger Gott — aber, aber — ich bin doch nur — ich —“

„Ja, gerade deshalb,“ nickte er, „Sie sind gut, sehr gut — und das ist viel —“

„Hören Sie auf — du mein lieber Herrgott — was bin denn ich im Vergleich zu Ihnen —“

„Sie sind alles von Natur — von

Natur gut und hochherzig und warm — ich — ja, das ist eine lange Geschichte, die erzähle ich Ihnen ein anderes Mal, es fragt sich jetzt nur, wollen Sie meine Frau werden oder nicht —“

Der alte Schuster stand schon lange, den Kochlöffel in der Hand, neben dem Freier, und die Kinder umdrängten diesen eng und enger, als lauschten sie einem Märchen.

„Ach Gott, ich bin ja aber so ungebildet,“ murmelte Gunde mitten unter dem Nähen, und ihr Vater fügte in bedauerlichem Tone hinzu:

„Ja, lesen thut sie schlecht, recht schlecht —“

„Aber es fragt sich ja doch nur,“ meinte Peter, „ob Sie mir gut sind oder nicht —“

„Gut — nun flog die Arbeit weg — seelengut —“ und sie ergriff seine beiden Hände und drückte sie gegen ihre Wangen. —

Die Kinder brachen in ein Freudengeschrei aus, der Schuster schluchzte. Im nächsten Augenblick jedoch hatte ihm die Tochter den Kochlöffel aus der Hand gerissen und rührte in dem Brei; dabei hielt sie aber die Schürze vor's Gesicht.

Peter nahm seinen Hut.

„Heute abend ist Verlobung, bringt nur alle mit, hört ihr, alle — und ich will auch noch einen Gast bitten“ — er eilte davon.

Draußen fuhr er mit den Händen wie verrückt in der Luft herum: „Und jetzt zu Hans — zu Hans!“



Die  
Heiligen von der Quell.





Ueber das Geländer gelehnt, unter dem die Wunderquelle plätscherte, beobachteten zwei junge Geistliche das Getreibe der Wallfahrer, die seit dem Nachmittagsgottesdienst in buntem Durcheinander das wunderthätige Wasser umdrängten. Es kam aus einem Fels, an den sich die Kapelle angeschlossen; rechts und links vom Brunnlein erhoben sich die weißen, grobgeschnitzten Statuen der Heiligen von der Quell'; der eine trug eine Hacke, der andere ein Gefäß übersprudelnden Wassers, das aber nicht recht zu erkennen war, weshalb ihn die Bauern kurzweg „den mit dem Rauchfaß“ nannten. Die Legende berichtete, daß die beiden, von einem grausamen Heidenmenschen zum Tode des Verschmachtens

verurteilt, plötzlich ein leises Pochen im Innern des Felsens vernahmen und nach kurzem Graben die Quelle entdeckten.

Diese füllte seither geduldig Krug um Krug, sprudelte lustig über alle möglichen franken und krummen Gliedmaßen und verschlang in ihrem traulichen Gemurmelt gutmütig alle andächtigen und unandächtigen Vaterunser. Auch nahm die Zahl der frommen Gläubigen mit der Zeit, wie sich's heuer wieder zeigte, eher zu als ab; nur schien sich gegen Abend plötzlich ein allgemeines Magenknurren zu verbreiten, denn ebenso lebhaft, wie man sich zur Kapelle herein gedrängt hatte, drängte man nun zur Kapelle hinaus, und bald bewegte sich das ganze lebhaftes Farbenspiel von roten Westen, blauen Röcken, grünen Schürzen und weißen Hemdärmeln dem Gotteshaus gegenüber im Wirtshause, wo ebenso eifrig gejoht und gezechet als vorher gebetet wurde.



Auch die Geistlichen schickten sich an, die kleine Brücke, welche den oben getheilten Fels verband, zu verlassen, als sich der jüngere plötzlich mit der Bemerkung umwandte:

„Ei, schau, das kleine Mädel; ich hab's schon den ganzen Nachmittag mit seinem großmächtigen Krug da hinten warten sehen; was das wohl für einen Kummer haben mag?“

Die Herren lehnten sich übers Gelande und schauten dem Kind eine Weile zu; es trug ein vielfach geflicktes Röcklein über dem groben Hemd, das Haar fiel ihm leicht gelockt bis tief in den gebräunten Hals.

Gar eifrig war's beschäftigt, mit dem an einer Kette befestigten Becher Wasser in den großen Krug zu schöpfen, denn es vermochte diesen nicht zu dem sprudelnden Quell empor zu heben.

„Wem gehörst, Kind?“ fragte der jüngere der Geistlichen, dessen

Augen einen gar munteren Glanz besaßen.

Die Kleine blickte auf: „'m Kuhhirt droben, aber ich mag ihn nit —“

„So, — ei der Tausend! Warum magst den Vater nicht, sag'?“

Die blauen Augen des Kindes schauten voll tiefen Ernstes zu dem Trager empor:

„Zuerst ist er mei'm Mütterli nachg'laufen, daß 'm die Wädeli g'wackelt haben, und jetzt haut er's.“

„Was du nicht sagst! Und warum holst nun vom heiligen Wasser?“

„Se, darum!“

„Du denkst, das hilft?“

„Freili, 's hat auch der Nachbari ihrem Pepi g'holfen —“

„Was hat ihm denn gefehlt?“

„Ein krank's Herzli.“

„Und ist gesund worden?“

„Wie ein Bögeli —“

Der Krug war voll, und das Kind

nahm ihn mit vor Anstrengung geröteten Wangen vom Boden auf.

„Halt!“ rief der Frager, „das kannst ja nicht tragen, so viel braucht's nicht.“

„Freili,“ versicherte es, „der Vater ist gar ein großer Mann.“

„Ja, Kind, wie willst's denn aber machen mit deinem Wasser?“

„Ich schütt's ihm halt über den Kopf, wenn er schläft,“ erklärte es, „und bet' jetzt noch sieben Vaterunser zur Schmerzhafst.“

Und mit den bloßen Füßchen lautlos über den Boden gleitend, kniete es vor den Seitenaltar nieder, pflanzte den Krug vor sich hin und hub an, zu beten. Der Mond, voll zum Fenster herein scheinend, umfloß die kleine Gestalt; sie sprach ihre Vaterunser laut und unterließ nie, die Zahl vor ein jedes zu setzen. Die jungen Geistlichen lauschten auf das silberne Stimmchen, als hätten sie in ihrem Leben noch kein

Vaterunser gehört; ungefähr beim fünften wurden die Worte des Kindes wirr, es folgte ein Stocken, dann ein Fallen, zuletzt ein leiser Fall. Die Lauscher eilten herbei und fanden die Kleine im besten Schlummer auf dem geblühten Altarteppich liegen.

„Wird hungrig sein, wenn's aufwacht,“ meinte der Jüngere, eilte zur Kapelle hinaus und kam gleich darauf mit einem Stück Brot und ein paar Äpfeln zurück, die er neben das Kind hinlegte. Dann schauten sie ihm zu, wie es so ruhig atmete, den linken Arm fest um seinen Krug Wasser geschlungen.

„Wenn nur zu helfen wär,“ meinte der Ältere, „aber ich bin schon droben gewesen, da könnt' man ebensogut der Herde als dem Hirten predigen.“

Der andere besann sich eine Weile; plötzlich lachte er laut auf und flüsterte dann dem Kollegen etwas zu, wobei er eine sehr bezeichnende Bewegung mit der

Hand machte. Es war nämlich noch gar nicht lange her, daß er selber ein derber, fröhlicher Bauernbube gewesen, und darum glaubte er auch ganz genau zu wissen, was bei seinesgleichen zu wirken pfliegte. Und das Kind in Gottes Hut lassend, eilten die beiden unter anhaltendem Lachen und Richern zur Kapelle hinaus.

Die Nacht war herrlich, ein Meer glitzernder Sterne wölbte sich über der Hochebene, allwo Vieh und Hirte in Frieden ruhten; nur ein Rappe ragte stolz aus der Schar behäbiger Wiederfäuer, mit gesenkter Mähne das mondbeschienene Gras stampfend; dabei schaute er sich manchmal leise wiehernd um, als bedauere er, daß niemand teilnahm an seiner Verklärung. Allein sämtliche Kuh- und Ochsenaugen waren geschlossen und die des Hirten blickten grämlich in den dunklen Schatten, den er selber warf. Regungslos lag er da, den Kopf auf

einen gefällten Baumstamm stützend, eine verdrossene Natur, nicht eben schlecht, aber so zerfressen von innerer Langweile, daß ihm der Anblick eines frohgemuten Gesichtes weh that. Darum, wenn er heim kam und fand sein Weib rührig bei der Arbeit, stets aufgelegt zum Schwatzen, war er überzeugt, solch' ein Gebaren könne nur von strafbarem Leichtsinne herrühren, und also fing der Tag unwiderruflich damit an, daß er schon unter der Thüre nach seiner Kätter schrie, worauf sie zähneklappernd, mit der Morgensuppe in den Händen, in die Stube trat. Alsdann dampfte die Suppe entweder zu stark oder sie dampfte zu wenig, und unter heillosem Geschimpfe über das gottvergeßene Weibervolk schwang der Hirt seinen Prügel über dem Rücken der Gattin. Im übrigen lebte man in vollständigem Frieden, nur wurde der Frau Sitzen und Gehen oft sauer, und dann meinte sie wohl mit

einem Seufzer: „Wie nett haben's doch die, die sich mit der ganz' Tag selber spüren.“

Als der Hirte eben seinem Kappen, der sich mit schraubenden Rüstern an ihn herandrängte, einen Stoß versetzen wollte, that dieser plötzlich einen wilden Satz mitten unter die ruhenden Rinder und sauste dann mit fliegender Mähne, an Gestein und Geröll Funken schlagend, über den weiten Platz hin. Mit lautem Gebrüll fuhren die erschreckten Tiere in die Höhe, stießen aneinander, überpurzelten sich und stoben schließlich wie die wilde Jagd nach allen Richtungen. Der Hirt war aufgesprungen; statt sich aber um sein Vieh zu kümmern, starrte er aschfahlen Gesichts zwei Erscheinungen entgegen, die langsam, völlig lautlos den Weg heraufkamen; sie trugen lange weiße Gewänder, und weiße Backenbärte umrahmten Züge von gespensterhafter Blässe; der eine hielt einen mäch-

tigen Prügel in der Hand, und der andere schwang ein Rauchfaß, aus dem feine Funken zum Himmel stiegen. Kaum atmete der Hirt den Weihrauch ein, als er mit dem Aufschrei: „Die Heiligen von der Quell!“ platt auf die Nase fiel.

„Kopf in die Höhe, Hirt,“ sprach der mit dem Prügel. „Deine Stunde ist gekommen; glaubst, wir haben's nicht satt da oben, ruhig zuzuschauen, wie du dein Weib haust?“

„Will's gewiß nimmer thun,“ heulte der Mann.

„Ja freilich,“ sagte der Heilige, „damit kommst nicht weg. — erst der Denktettel und dann die Verordnungen — leg' dich 'rum, Hirt!“

Er that, wie ihm befohlen, und wuchtige Stockschläge bearbeiteten ihm alsbald die Glieder. Der zweite Heilige schwang unverdrossen das Rauchfaß, und gar lieblich waren die Dünste, welche dem Hirten in die Nase stiegen; er stöhnte



und wimmerte und krümmte sich vor Schmerz, aber laut zu schreien wagte er nicht, denn wer hätte ihm sollen gegen zwei Heilige beistehen? Da sagte der mit dem Rauchfaß: „Ist genug!“ — Und sofort hatten die Schläge ein Ende. Schluchzend erhob sich der Zerbläute:

„O du — mit dem Rauchfaß —  
o dir stift' ich gewiß eine Kerz'!“  
greinte er.

Die Rauchwölkchen wurden jetzt so stark, daß die Gesichter der Heiligen für einen Augenblick ganz verhüllt waren; dann sprach der mit dem Prügel:

„So, jetzt weißt', wie Schläge thun,  
und rührst das Weib noch einmal an,  
so mach' ich dir den Garaus. Wird dir  
aber im Laufe des Tages ein Zeichen  
in Gestalt eines Wasserstrahles — wo  
er auch herkommen mag — halt' still,  
bet' ein Vaterunser und thu' ein heilig'  
Gelübd', denn unsere Ohren reichen durch  
Ritzen und Mauern, und unsere Hände

noch ein Stück weiter. Jetzt leg' dich aufs Gesicht, Hirt."

Er fiel nieder, und als er sich voll Ehrfurcht wieder aufrichtete, waren die beiden Gestalten ebenso lautlos verschwunden, wie sie gekommen waren, und nur ein leiser Weihrauchdust erfüllte noch die Lüste.

Nun galt's, das verlaufene Vieh zusammen zu treiben — ein schwer Stück Arbeit für elend zerschlagene Glieder —, und so erschien denn auch der gestrenge Eheherr viel später als gewöhnlich in seinem Häuslein unterhalb des Weideplatzes. Er rief nicht nach Rätter unter der Thüre, sondern warf sich mit ächzendem Laut aufs Bett, wo er nur zu stöhnen, nicht zu schimpfen wagte, eingedenk der langen Ohren der Heiligen. Am Ende schlief er aber doch aus lauter Erschöpfung ein, und sein Nachzen ging mählich in Schnarchen über.

Die Frau mit der Suppe lauschte

an der Thüre und getraute sich nicht hinein. Sie hätte so gern gefragt, ob die Kleine mit auf der Weide gewesen in der Nacht; das geschah manchmal, denn gegen das Kind war er gut. Endlich überwand sie ihre Furcht und trat in die Stube; sie setzte die Suppe auf den Tisch und blieb ratlos daneben stehen, den schlafenden Mann anstarrend. Plötzlich kam ihr ein entsetzlicher Gedanke:

„Es geht nit mit rechten Dingen zu, daß er so friedlich liegt — er will dir einen Tuck anthun“ — und unter den heftigsten Schlägen war ihr nicht so unheimlich zu Mut gewesen, als in diesem Augenblick.

Da plötzlich erschien das Kind unter der offenen Thüre, von der Morgenröte ganz umflutet.

„Je, wo kommst denn her?“ schrie die Frau auf und kauerte sich zu ihm nieder, „und der schwer' Krug — und wie dein Herzli klopft — Jesus Maria!“

— Sie fuhr ihm mit der Schürze über das erhitzte Gesichtchen. — „Ja, Kind, aber so red' doch, wo kommst her?“

„Von der Quell'!“ flüsterte es und legte den Finger auf den Mund. „Weißt, Mütterli, 's ist heilig's Wasser, und ich leer's dem Vader über den Kopf, dann schlägt er dich nimmer, — g'wiß nimmer!“ setzte es mit strahlender Zuversicht hinzu.

Die Frau überfiel ein Zittern: „Thu's lieber nit, er könnt' wild werden — er ist gar so schlecht im Gemüt heut'!“ —

„Aber wenn's doch heilig's Wasser ist, Mütterli!“ unterbrach sie die Kleine, nahm ihren Krug und schleppte ihn zum Bett des Vaters.

Die Frau hielt sich die Ohren zu; da sie es indes nicht wagte, an der Heiligkeit des Wassers zu zweifeln, rannte sie wie der Blix in den Stall und warf sich dort, in Erwartung von etwas ganz

Ungeheuerlichem, auf die Spreu. Die Kleine aber stand hinter dem Kopfende des Bettes auf einem Stuhle und leerte bedächtig ihren Krug über das Haupt des Schnarchenden. Erst schnappte der Hirt, zum Tode erschrocken, ein paar-mal nach Luft, dann wollte er fluchend aufspringen, als ihn sein Rückgrat energisch an die Verordnungen des Heiligen erinnerte. Ganz verzweifelt, mit den Zähnen klappernd, begann er sein Vater-unser, indes das Kind mit heiligem Eifer den Krug tiefer und tiefer bog, damit ja kein Tröpflein des köstlichen Wassers zurückbleibe.

„Nun ja, — Herrgott Donnerwetter, hört auf — ich mach' mein Gelübd' — fort mit dem Prügel — ich rühr' den Prügel — Zeit meines Lebens — nimmer an —“

Aufjauchzend ließ das Kind den Krug sinken, sprang vom Stuhle, holte den Prügel aus der Ecke und war damit

zur Thüre draußen, ehe noch der durch-  
nähte Mann aus den Augen sehen konnte.  
Ein paar Minuten später kam die Kleine  
in atemloser Hast in den Stall gestürzt:

„Mütterli, er ist fort, — der Prügel  
ist fort — der ganz' Berg 'nunter —  
niemand find' ihn mehr, — gelt aber,  
jetzt bist froh?“

Und die Frau zog ihr Kind auf den  
Schoß: „Du Engeli Gottes!“ flüsterte  
sie und herzte und küßte es.



Pf. T.





Ein großgewachsener breitschulteriger Mann, nachlässig, aber sauber gekleidet, schritt, leise vor sich hinpfeifend, den Weg zum Friedhof entlang. Einige Kreuze ragten über die Mauer und glitzerten weithin unter den Strahlen der Nachmittagssonne. Hinter dem Heim der Toten erhob sich freundliches Hügel-land mählich anwachsend in die blaue Ferne hinein.

Der Mann hielt vor einem der Steinmetzhäuschen und wollte die Thüre öffnen, sie war verschlossen; nun klopfte er, riß ungestüm am Drücker, stampfte schließlich auf die Erde und ging nach der Rückseite des Hauses, wo er das erste beste Fenster mit der Faust aufstieß. Der Steinmetz mit seinem spär-



lich gelockten, mit weißem Sand bestreuten Haar fuhr zwischen seinen Kreuzen und trauernden Genien empor, indem er in ein zornig lachendes: „Zum Donnerwetter“ ausbrach, „nicht einmal verschließen kann man sich vor Ihnen, ei, da soll doch gleich . . .“

„Ich laß nicht locker, bis ich meinen Willen hab’“, erklärte der andere und legte sich mit der ganzen Breite seines Oberkörpers ins Fenster herein — ein derbes Menschenbild, das die Natur in einer ganz besonders geschmacklosen Laune ins Leben gefleckt zu haben schien.

„Nicht locker laß ich,“ wiederholte er, und ein breites, ruhiges Lachen legte sich über sein Gesicht.

Der Meister drinnen schien Lust zu haben, mit dem Kopf gegen die Steine zu rennen, als ihn ein Geflicher aus dem Nebenraum, wo seine Gesellen arbeiteten, veranlaßte, die Thüre seiner Werkstätte zuzwerfen.

„Mann,“ schrie er den Arbeiter an, „seit acht Tagen machen Sie mich täglich wild; könnt' ich, gäbe ich nach, um Friede zu haben, aber ich kann's nicht, 's ist Ungeschmack, lächerlich, und am Steinmeß bleibt's hängen; ich gravier' kein ‚Pfui Teufel‘ auf einen Grabstein, ich nicht.“

Damit stand er in seinem langen Leinwandkittel am Fenster und versuchte, es zu schließen. Allein der Mann auf dem Gesimse rührte sich nicht.

„Pfui Teufel,“ sprach er, „muß darauf stehen, es ist eine heilige Pflicht, seit meinem vierzehnten Jahre denke ich nichts anders, und ich bin jetzt Ende der Dreißig; so was gibt man nicht so leicht auf, auch wenn's Ungeschmack ist, das hat keine Bedeutung für mich.“

„Aber für mich,“ schrie der Steinmeß; „heiliges Gewitter, sehen Sie denn nicht ein, daß es jedem wie Spott und Hohn erscheinen muß, ‚Pfui Teufel‘ als Grabchrift.“

„Nu ja, schön ist's nicht,“ unterbrach ihn der andere, „aber was kann mir dran liegen, wenn ich's eben diesem Wort verdanke, daß ich kein Lotterbube worden bin, mit der Aussicht einer unfreiwillig staatlichen Versorgung. Hätt' mir ein frommes Gotteswort geholfen, das wär' hübscher, aber da es dieses war, will ich mich seiner nicht schämen.“

„Wie ging's denn eigentlich mit Ihrem ‚Pfui Teufel‘ zu,“ meinte der Steinmetz mit einem Anflug von Belustigung, „darf man's nicht wissen?“

Der Mann nickte: „Warum nicht? und wissen Sie's, thun Sie mir auch den Willen.“

Wie sich sammelnd, schaute er über die Kreuze und Steine hinweg ins Leere, und über seine groben Züge legte sich ein tiefer Ernst.

„Da hinten,“ begann er, mit dem Daumen nach rückwärts deutend, „was man so Heimat nennt, war für mich der

Wald; der Vater, Fabrikarbeiter, ver-  
soff alles; die Mutter keifte das Beste  
vom Tag weg; von mir dachten sie,  
ich habe meinen Dickkopf bloß dazu mit  
auf die Welt bekommen, damit jeder  
seinen Zorn drauf auströmmeln könne.  
Aber mit Zwölfen schlug ich schon tapfer  
um mich, und Vater und Mutter hatten  
nicht weniger Beulen und Flecken auf-  
zuweisen als ich; nur blieb die Mutter  
deshalb die mächtigere, da sie mich  
hungern lassen konnte; Eicheln im Wald  
waren oft mein ganzes Mittagessen, und  
ich träumte von nichts als einer Räuber-  
bande, der ich mich anschließen könne.  
Einmal, ich sollt' nur unter der Be-  
dingung ein Abendbrot bekommen, wenn  
ich ein schönes Bündel Holz nach Hause  
brächte, ging ich ein Stück in den Wald  
hinein und schaute in einen Seitenweg,  
hinter dem die Sonne glühend rot ver-  
sank. Aus dem Gold heraus kam eine  
kleine Gestalt mit einer so großen Last

Holz auf dem Rücken, daß man darunter nichts sah, als ein Paar bloße dünne Beine. Wie das Kind näher kommt, es war ein Fabrikarbeiterskind, ich kannt' es wohl, nehm' ich ihm das Holz ab und sag': 'Laß sehen, wie schwer!'

'Ich hab' aber auch den ganzen Tag gesucht,' sagt das Mariele.

'So, ja, das hilft nichts, ich behalt' das Holz.'

'Gelt, du machst Spaß,' und sie langt nach ihrem Bündel.

'Ich mach' so wenig Spaß,' schrei' ich sie an, 'als ich Hunger hab' wie ein Wolf.'

Und nun lauf' ich heim, und sie immer nebenher.

'Gib mir mein Holz, wir haben so viele Kinder, ich kann nicht länger suchen gehen, es thut mir alles so weh, das Kreuz und die Seit' und die Kniee.'

'Lügenbrut, was noch?' schrei' ich sie an.

Sie stellt sich mir in den Weg, sie streckt mir die gefalteten Hände entgegen, kleine wachsgelbe Hände. ‚Gib mir mein Holz!‘

‚Jawohl,‘ lach’ ich, ‚ich bin froh, daß ich’s hab’.‘

Da ruft sie mir nach: ‚Es ist nicht wahr, es kann keiner froh sein, der zu sich selber sagen muß: „Pfui Teufel!“‘

Des Abends bei der Suppe, die mir die Mutter zum Lohn für das Holz gekocht, schnitt ich Grimassen in die Fensterscheibe vor mir und höhnte laut: ‚Pfui Teufel, ei pfui Teufel‘, und ich bin doch froh. In der Nacht hatt’ ich einen Traum; ein schönes goldiges Licht strahlte in der Ferne, und ich fing an zu laufen in atemloser Hast, brennend vor Verlangen, es zu erreichen. Da sprach eine Stimme, ganz dicht an meinem Ohr: ‚Pfui Teufel!‘ Ich fuhr aus dem Schlaf, ich wollte lachen, aber es saß mir wie in den

Ohren fest und ich muß't es hören, ob ich wollt' oder nicht. Mit dem Tag war alles vergessen, auch plagte mich kein Traum mehr in den Nächten. Da geschah's einmal, daß die Mädel so feierlich flüsternd mit Blumen und Kränzen aus der Schule zogen; ich frag', was es gibt, und es heißt: ‚'s Mariele ist tot, ob ich's nicht sehen wolle, wie ein Engelein läg's im Sarg.‘ Mein, ich wollte nicht, ich rannte von den vielen Kindern weg, ich rannte blindlings in den Wald, weiter und weiter hinein, aber es half nichts, ich konnt's nicht aus dem Sinn kriegen — tot — 's Mariele tot. — Ich weiß nicht, wie mir der Gedanke gekommen, ich fang' an, Holz zu sammeln, ich bück' mich mit Lust, kriech' ins tiefste Dickicht, schlag' die Aeste von den Bäumen und ruh' nicht, bis ich einen Bündel beisammen hab', ums Doppelte so groß wie jener, den ich dem Mariele gestohlen. Es lag im Stall, der weit

offen stand, ein Kerzlein flackerte drin und warf sein Licht über den kleinen Sarg; ringsum war's dunkel. Ich leg' mein Holz zu Marieles Füßen nieder und such' in meinem Kopf nach einem Gebet, such' und starr' dabei ins Dunkle. Da hör' ich's rascheln dicht am Sarg, und aus dem Dämmerchein hebt sich ein altes fahles Gesicht und nickt mir ernsthaft zu; zum erstenmal in meinem Leben steh' ich vor Schrecken rat- und thatlos. Dann aber seh' ich näher und merk', es ist die alte Großmutter, die bei der Totenwache eingeschlafen und deren Kopf sich hin und her und auf und nieder bewegt, und was so raschelte, war die Ziege, die an den Blumen naschte, welche das tote Kind bedeckten, und manchmal stieß sie mit der Nase nach den wachsgelben Händchen, die da gefaltet lagen.

Nicht, daß ich ums Umsehen ein anderer geworden wär', was sich früh



zum Hafen gebogen, ist nicht mit einem Schlage gerad zu biegen, aber es war mit der Gedankenlosigkeit vorbei, es schlug mir etwas in der Brust, wenn sich's um Schlechtigkeiten handelte.

Ich war in die Fabrik getreten, ein Mensch mit der Arbeitskraft eines Pferdes, indes was half's, ein gleichalteriger Kamerad, ein feiner Gesell', trug doch den Sieg davon bei der Tochter des Werkmeisters. Sie nannte mich Hampelmann, die Josephe, und wollte sich tot lachen, als ich eines Sonntags im schönsten Putz, wie ich mir einbildete, um die Ehre bat, sie zum Tanz führen zu dürfen.

Es liefen ihr vor Lachen die Thränen über die Wangen. ‚Nein, mein lieber Hampelmann, ich geh' nicht mit Ihnen zum Tanz, nicht um alle Welt!‘

‚Warum?‘ frag' ich. Da führt sie mich vor den Spiegel, in dem sie nun freilich aussah wie eine Zuckerpuppe, und

ich wie ein aufgeputzter Tanzbär, aber ich wiederhole doch: ‚Warum?‘

‚Wenn Sie denn keine Augen im Kopfe haben: weil jeder über Sie lachen müßt‘ und ich mit, und dazu sind Sie mir am Ende doch zu schad’.‘

Am Sonntag drauf ging sie mit dem anderen, und 's war ausgemacht, er war ihr Schatz. Da kam die alte Koheit über mich; ohne zu zögern, hätt' ich dem Burschen sein Mädels gern weggenommen, wie damals dem Kinde das Holz, es war nur nicht so leichte Sache diesmal, und ich überlegte, wie's zu machen sei — und fand's auch . . . Reizen wollte ich den Kerl auf dem Tanzboden, ihn vor des Mädels Augen so schmäählich durchbläuen, daß ihr die Lust an ihm vergehen solle. Aber — statt auf den Tanzboden rückten wir ins Feld, und als wir, die Wacht am Rhein singend, gegen die Franzosen marschierten, dacht' ich — vielleicht ist ihm eine Kugel be-

stimmt — so oder so — fallen muß er!  
— Wir standen beide bei den Grenadieren; er war mein Nebenmann — und in der Schlacht bei Muits, mitten unter dem Hurrageschrei und Niederprasseln der Kugeln, kam's über mich — jetzt! — und ich wollt' schon anlegen — da thut der Bursche einen Sprung in die Luft, und eh' ich's recht erfaßt, trifft mich's selber. — Das Pfeifen der Kugeln brachte mich, ich weiß nicht nach wie langer Zeit, wieder zu mir; ein Stöhnen zu meinen Füßen, die Worte: Wasser, Wasser, oder ich sterbe — waren das erste, was mein Ohr traf; ich richt' mich auf, vor mir liegt der Mann, dessen Tod mein heißester Wunsch war. — Er erkennt mich, sieht mir ins Aug':

„Du willst mich morden,“ feucht er, jetzt, so elend — pfui Teufel!“ —

Da war's heraus, da gellte mir's in den Ohren und fuhr mir durch und durch. — Ich geb' ihm zu trinken, reiß

ihm den Noth auf und lege sein Haupt auf meinen Schoß — so warten wir's ab, bis man kommt und uns holt. — Er ist nicht gleich gestorben; er hat die Heimfahrt noch überstanden, und sein Schatz hat ihn gepflegt und ihm die Augen zugeedrückt. Ich hab' sie lange nicht gesehen, mich auch nicht hingetraut, nachdem sie längst die Trauerkleider abgelegt. Es herrschte damals viel Unruh' unter den Fabrikleuten; Grollen und Drohen ging von Mund zu Mund; die meisten der jüngeren Männer kamen aus dem Krieg — das Feldleben hatte sie roh und unstät gemacht — nun plötzlich wieder das schwere Arbeiten, die alte Noth des Nichtauskommens. Man hielt eine geheime Zusammenkunft: Lohnerhöhung! lautete die Losung; wurde sie nicht bewilligt, Gewalt. Immer lauter und frecher ging's her, das eigene und anderer Leben hatte keinen Wert mehr für Leute, denen das Kriegshandwerk noch

in den Adern spukte. Ich saß und trank und schüttelte den Kopf, als ein paar Gesellen zu höhnen anfangen:

„Oho, der Hampelmann hätt' wohl Lust, eine Schlackappe zu werden und fein den Hinterlistigen zu spielen, um dem Werkmeister schön zu thun — man weiß ja, wer dem Hampelmann im Kopf steckt —“

Ich schaff' mir Platz, einen ausgiebigen, bei Gott! ich hole den Sprecher am Rockragen vom Tisch und stell' mich selber hinauf:

„Männer,“ sag ich, „ich verberg's nicht, ich bin nicht einverstanden, zum Drohen und Morden sind wir zu gut; ich denk', wir zeigen dem reichen Mann, der auf silbernen Schüsseln isst, daß der Arbeiter unter seinem groben Kittel auch so was wie ein Gewissen hat, und wenn ihr wollt', ich sag's ihm selber ins Gesicht: Herr, uns reicht der Lohn nicht aus zum Sattwerden, und hier im Haus,

da laufen die Schüsseln über; ich hoff', es schmeckt Ihnen nicht, Herr, wenn Sie sich sagen, meinen Leuten geht's zu knapp, denn wenn's Ihnen doch schmeckte, das wär' nicht hübsch, nicht gleich anständig gegen uns gehandelt, wie wir gegen Sie handeln. Sintemalen, Herr, wir ausgezogen sind, um das zu bitten, was uns zukommt, nicht um darum zu raufen und zu händeln, indem wir uns nicht gern in die Lage bringen möchten, zu uns selber sagen zu müssen: Pfui Teufel! Und die Lage, Herr, die werden auch Sie vermeiden wollen, denn sie ist mißlich und verteufelt schief —'

Darauf kommen die Vernünftigsten überein: ,Wenn der Hampelmann selber zum Herrn gehen will und ihm das sagen, genau, so wie er's uns gesagt, so wollen wir zuwarten.'

Ich versprach's; ich wollt's am Sonntag thun. Am anderen Morgen werd' ich vom Werkführer von der Arbeit weg

zum Herrn hinaufbefohlen. Rußig, im blauen Kittel tret' ich hinter dem Alten ins Bureauzimmer. Da kommt der Herr direkt auf mich zu: ‚Sie sind ein braver Mann, geben Sie mir Ihre Hand, wenn sie auch schwarz ist, nur ruhig her damit! Ich habe Wind bekommen, gestern abend, vom Nebenzimmer aus alles gehört, meine Leute sollen satt zu essen haben, vor Ihnen aber allen Respekt, allen Respekt —‘

's war der erste Respekt, der mir im Leben so mir nichts dir nichts geworden! Wie mit Gewalt zog's mich nach dem alten Kirchhof hin, dort, wo die Kinder liegen; als Bube hatt' ich selbst das Kreuzlein geschnitzt und mit Wagenschmiere den Namen ‚Marie‘ draufgemalt; ich fand's, halb zersplittert, aus dem hohen Grase ragen, und wie damals gelobt ich's auch diesmal, ihr einen Grabstein zu setzen mit den zwei Worten die mich zu dem gemacht, was ich bin,

denn ich war nicht von guten Eltern, und was ich ohne die zwei Worte, genug — der Vorsatz war gefaßt — nur kam so allerlei dazwischen — die Josephe ist jetzt meine Frau, und es liegt ihr nichts mehr daran, wenn die Leute auch manchmal noch über mich lachen; zwei Buben, die Hampelmännlein nennt man sie in der Fabrik, holen mich zu Mittag heim; doch, daß ich's nur gestehe, einen Ehestreit hatten wir all die Jahre her: auch sie wollt' nichts von der Inschrift wissen."

Nie wohl im Leben mochte der Hampelmann lächerlicher ausgesehen haben, als jetzt in dem erfolglosen Kampfe zu lachen, während ihm die Rührung den Hals zusammenschnürte.

Der Seinnetz nahm von diesen Anstrengungen keine Notiz:

„Wie wär's,“ meinte er, tüchtig darauf los hämmernd, „wie wär's, Mann Gottes, wenn ich zum Beispiel ein Relief in den Stein machte mit einem



Engel und darunter bloß die Anfangsbuchstaben ‚Pf. T.‘? Sie wissen, was sie bedeuten, und niemand kann sich sonst dran stoßen.“

„Bei Gott,“ schrie der Mann und schlug fast das Fensterkreuz entzwei, „da sieht man, was ein feiner Kopf ist, — ich kapitaler Esel, ich — nun, nichts für ungut, lieber Meister, wegen der Quälerei — ein Engel also und ‚Pf. T.‘!“



Das Leben des  
Leonhard Gras zu Grassack.





Auf dem Wirtstisch zum silbernen  
Sternen im kleinen Dorf Neut  
lag zur dritten Nachmittagsstunde ein  
weißer Packen, um den etliche Männer  
und Frauen saßen, mit Essen und Trinken  
beschäftigt. Der Packen war der eben  
getaufte Leonhard Gras zu Grassack, der  
mit dem Schlage drei die vierte Stunde  
seines Lebens antrat. Die Sonne schien  
ihm grell ins frebsrote Gesichtchen, er  
schloß und öffnete immerfort die Augen,  
was er gerade so mit dem Mund that,  
offenbar erfreut, wenigstens über diese  
beiden Körperteile Herr zu sein; denn  
sonst lag er, die Arme stramm an  
den Körper gewickelt, da, und nur der  
Kopf ragte aus dem weißen Leinen.

„Ja, Grassacker,“ sagte die Hebamme

zu dem nicht mehr jungen, sehr herabgekommen aussehenden Vater, der immer wieder sein volles Glas den beiden Taufpaten und der Hebamme entgegenhielt, „ja, ich kenn' reiche Leut', aber so lassen sie den Wein nicht fließen wie Ihr, so nicht!“

„Ich muß halt die Frau vergessen,“ meinte der Angeredete, „ich muß versuchen, über den Schmerz wegzukommen, ich muß mich hinein finden.“

„Das muß er,“ nickte der Taufpate rechts.

„Er muß es,“ nickte die Patin links, und sofort stießen sie andächtig mit dem Vater an, eine Pflicht, die sie keinen Augenblick außer acht ließen.

„Dem Kind geht's gut,“ sagte die Hebamme, auf den kleinen Backen deutend; „denn wenn es auch die Mutter verloren hat, man braucht nur den Vater anzuschauen.“

„Ich will kein bekannter Schneider sein im Umkreis von drei guten Stun-

den," rief der Pate rechts, „wenn man's ihm nicht deutlich ansieht, daß er einen aparten Namen hat: Ich hab' immer zu meinen Kunden gesagt: Zuerst kommt der Grassacker, denn er hat einen doppelten Namen und stammt vermutlich aus einem aus der Welt geschiedenen Rittergeschlecht."

Die Patin nickte; sie ließ das Glas nie aus der langen dünnen Hand, an der sie farbige Perlenringe trug; ihr Rock war braun, die Jacke grün, ums Haupt schlang sich ein olivenfarbiges Tuch mit eingesezten Flecken von allen Farben.

Sie nickte und sprach: „Ich weiß, was ich weiß; diese meine Hände haben mit adeligen Knochen und Lumpen zu thun. Ich kann's unterscheiden; ich weiß, was Bauernknochen sind und was Herrschaftsknochen sind. Ich kenn' mich aus. Der Bub' hat ein Gesicht wie ein Graf."

Sie schaute von einem zum anderen, trank und hatte die Genugthuung, das

Beste gesagt zu haben, denn den Grafen überbot niemand. Der Vater in seiner Herzensfreude ließ frischen Wein kommen, schenkte ein und sprach: „Mein Vater selig, den das ewige Leben erfreuen möge, hat mir einmal gesagt: ‚Wir sind Herrenleut’ gewesen, aber ’s ging schief.‘ Es liegt ein Fluch auf uns; wenn ich nur wüßt’, was für einer!“ Er starrte in sein Glas, die Antwort duftete ihm daraus entgegen, aber ohne Erfolg.

„Ich, die Hopfern,“ begann die Hebamme als die angesehenste der Gesellschaft abermals den Reigen der Unterhaltung, „ich erklär’, der Bub’ wird gesund; zwanzig Jahr’ trag’ ich die Kinder von drunten nach Neut herauf, und es ist mir noch keins unterwegs gestorben. Aber solche Pausbacken wie der Leonhard hat noch keiner gehabt. Drum sag’ ich, der wird gesund, wie der Fisch im Wasser.“

Der Schneider sprang in die Höhe: „Ich will nicht bekannt sein bis herauf

nach Neut, wenn der Bub' nicht bei der Tauf' Augen gemacht hat, als verstünd' er alles und noch mehr. Ich sag' Euch, nehmt Euch zusammen, Grassacker, der thut keine Feldarbeit, das ist einer, der spekulirt auf seine Ahnenväter, und wenn ich's noch erleb', so baut er sich ein Schloß."

Die Patin trank, nickte und sprach: „Ich weiß, was ich weiß; diese meine Augen haben sich noch nie getäuscht, ich kann adelige Gesichter von Bauerngesichtern unterscheiden, denn meine Lumpen und Knochen kommen aus Schlössern und Hütten, und ich kenn' mich aus. Er wird schön werden wie ein Prinz.“

Die Taufgesellschaft befand sich jetzt in einer Stimmung, der nichts mehr übertrieben schien; wo sie noch mit ihren Vergleichen hingekommen wäre, blieb jedoch unentschieden, da die Wirtin plötzlich mit der Erklärung an den Tisch trat: „Ich schenke keinen Wein mehr, für das

Kind ist's hohe Zeit, daß ihr fortkommt; da merkt man auch, daß keine Mutter daheim wartet!"

Als nun aber die Gesellschaft die Stube verlassen wollte, entstand ein solches Schwanken und Taumeln, Stoßen und Drängen unter der Thüre, daß Wirt und Wirtin herzuspringen mußten, um ein vollständiges Uebereinanderpurzeln zu verhüten. Alsdann standen die wackeren Zechbrüder und -schwestern unter dem blauen Himmel und lächelten einander an. Der Wirt aber spannte seinen Braunen vor den Leiterwagen, lud die Gäste hinauf, legte das Kind in die Mitte, und der Knecht Jonathan fuhr mit der Taufgesellschaft davon. Gar lustig ging's den Berg hinab über Stock und Stein, jedes wollte erzählen, keines zuhören — dann mit dem Abend wurde es allgemach ruhiger. Der Bauer und die Hopser neigten einander schlaftrunken die Köpfe zu, um bei jedem Zu-



sammenstoß erschreckt in die Höhe zu fahren. Dem Schneider war nicht wohl; er hatte Anfälle von Seekrankheit und seufzte dazwischen zum Himmel hinauf:

„Ich kann den Mond nicht ertragen — thut mir den Mond weg — o ihr geliebten Mitchristen, holt mir das Kindvieh da oben vom Himmel, sonst muß ich sterben.“ — Aber niemand kümmerte sich um ihn; die Lumpen- und Knochen-sammlerin sang mit krächzender Stimme ein Lied von einem Königssohn, wobei sie vor Rührung über ihren eigenen Gesang laut schluchzte. Es ward dunkel, als man im Orte drunten ankam. Der Leiterwagen hielt vor der baufälligen Hütte des Grassacker, der bei dieser Gelegenheit samt seiner Nachbarin aus dem Schlummer auffuhr. Man half sich beim Aussteigen, und Frau Hopfer erklärte:

„Ich werd' also diese Nacht das Kind warten.“

„Und ich morgen,“ nickte die Patin.

„So werden wir abwechseln, Grassacker,“ versicherte die Hopfer, „und immer wieder von vorn anfangen.“

„Gott vergelt's euch,“ lachte der Vater und öffnete die Thüre seiner Hütte.

„Nun,“ sagte die Hebamme, die Arme in die Luft streckend, „gebt das Kind her!“

„Das Kind?“ wunderte sich die Patin.

„Das Kind!“ schrie der Schneider und fuhr in beide Hosentaschen.

„Grassacker, habt Ihr das Kind nicht?“ rief die Hebamme.

„Ich?“ Er kam ganz ernüchtert zurück.

„Das Kind habt doch Ihr?“

Man fiel über den Leiterwagen her; es half nichts, alles Suchen war umsonst. Das Kind blieb verschwunden. Jonathan fuhr mit dem Versprechen davon, auf den Weg zu achten. Unter den Zurückgebliebenen hagelte es Vorwürfe, von heftigen Bewegungen begleitet; jedes

schrie, klagte an, verteidigte sich. Nach halbstündigem Toben merkte man, daß dabei nichts herauskam. Der Schneider duckte sich mit der Bemerkung, er sei erkrank, worauf man ihn heimschickte; die Hebamme verfügte sich ins Haus, um bei der toten Frau Wache zu halten, und Grassacker mit der Patin machte sich auf, um das verlorene Kind zu suchen. Die Nacht war stürmisch, als sie zum Dorf hinaus ins freie Feld traten; der Mann hielt mit beiden Händen seinen breitrandigen Filz, unter dem die langen Enden seines Schnurrbarts sich nach allen Seiten bogen. Der Lumpensammlerin gelbes Umschlagetuch bauschte sich hoch auf, und spitzig traten ihre Kniee aus dem sie eng umflatternden Rock hervor. Die beiden gingen so die ganze Nacht, sich bückend und beratend, den Weg zurück, den sie gekommen waren. In Neut oben klopften sie die Wirtsleute aus dem Schlaf, die aus den Betten

führen und in den Nachtmützen am Fenster erschienen, verwundert auf das seltsame Paar starrend, das mit vor Kälte zitternder Stimme nach dem Kind verlangte. Es war nicht oben, und so schlotterten sie wieder den Berg hinab, nachdem sie sich auf der Bank vor dem Haus ein wenig ausgeruht und mit Schnaps erwärmt hatten. Als sie aus dem dunkeln Waldweg traten, lagen Wiesen und Felder in dichtem Nebel, hinter dem die blasse Morgensonne unruhig blinkte. Da und dort sah man einen Baum und jetzt auch die Spitze eines Hügel, auf welchem gehörnte Ziegenköpfelein wie aus Wolken schauten.

„Dort oben muß der Hirt sein,“ meinte die Patin, „den führt der Weg durchs Thal; gebt acht, der weiß was! Wenn ich so einen schnellen Gedanken hab’, das ist allemal ein Fingerzeig!“

Sie kletterten den nassen, schlüpferigen Weg hinan; als sie jedoch so un-

verhofft aus dem weißen Nebel traten, das Weib in seiner farbigen Pracht, die durch die eben durchbrechende Sonne doppelt wirkte, überkam den Hirtenbuben eine Angst, so daß er ein Kreuz schlug und dann mit verheißender Gebärde den Stab schwang. Des Bauern menschlicheres Aussehen, sowie dessen Ansprache, beruhigte den Buben; mit gesenktem Prügel, trotzig dreinschauend, erwartete er die beiden. Sie hatten ihn mit dem breiten Schafsfell über den Schultern und dem Hut im Rücken für einen erwachsenen Menschen gehalten; als sie näher kamen, bemerkten sie, daß der Bursche, der auf einem Felsblock stand, kaum acht Jahre zählen konnte.

„Du, Bub’,“ schrie ihm die Lumpensammlerin schon auf zwanzig Schritte entgegen, „hast du kein Kind gefunden?“

Der Hirte nickte, und damit standen beide dicht vor ihm.

„Wo ist’s?“ fragte der Vater.

Ein Achselzucken war die ganze Antwort.

„Aber wenn du's doch gefunden hast,“ ereiferte sich die Patin, „wo hast du's gefunden?“

„Im Gras.“

„Was hast du damit gemacht?“

„Mitgenommen.“

„Wo aber hast du's gelassen?“

„Bei der Gansliesel — hat mir ihre Glaskugel dafür geben.“

„Hat's noch gelebt?“

Der Bube schaute eine Weile ganz erstaunt drein, endlich kam er zu dem Schluß: „Da hätt' mir die Gansliesel auch die Glaskugel nicht geben.“

Mehr war nicht aus ihm herauszukriegen; wo sich die Gansliesel aufhielt, wurde dem Paar noch mit dem Stab gewiesen, dann verließ dieses den Hügel und eilte, was die Kräfte vermochten, hinab, der jetzt sonnenbeschiene Wiese zu.

Und im blinkenden Tau saß wirklich

ein Mägdelein und flocht sich die Haare, zwischen den Lippen einen Kamm haltend, an dem gerade noch zwei Zähne weit auseinander standen. Verwundert schaute es dem heraneilenden Paar entgegen.

„Wo hast du das Kind?“ rief Grasfeder von weitem.

Die Kleine fing sofort an zu brüllen: „Möcht' meine Glasfugel wieder, meine Glasfugel wieder!“

Die Lumpensammlerin zog einen ihrer Perlenringe vom Finger und hielt ihn dem Mädchen hin: „Den bekommst, wenn du uns sagst, wo das Kind ist.“

Die Ganshirtin war ganz hingerissen von dem, was sie sah; ihr Kummer war wie weggeflogen, verlangend streckte sie beide Hände nach dem Kinglein aus. Allein die Lumpensammlerin schüttelte den Kopf.

„Ob dir der Geißbub' das Kind gebracht?“ fragte sie.

Die Kleine nickte: „Ich soll ihm die Glasfugel dafür geben, hat er gesagt.“

„Und dann?“ drang der unglückliche Vater in sie.

„Dann hab' ich's spazieren tragen.“

„Und dann?“ schrie die Patin.

Das Kind besann sich. „Hab' heim wollen,“ meinte es endlich und steckte alle zehn Finger in den Mund.

„Und da war dir das Kind zu schwer — war dir's nicht zu schwer?“ fragte die Frau.

Die Kleine nickte: „Hab's der krummen Linze schenkt — sie hat ein Wägele.“

Die Lumpensammlerin schlug die Hände zusammen: „Wenn er das alles ausgehalten hat, Grassacker, so ist er zu was Besonderem geboren.“

Der Mann stand in Gedanken. „Ich muß heim, mein Weib jeß begraben,“ erklärte er: „ich muß doch dabei sein!“ und seufzend kratzte er sich hinter den Ohren.

Da klopfte ihm die Patin ermutigend die Schulter:

„Wen Gott lieb hat, Grassacker, den



züchtigt er!“ worauf sie den weiten Weg ins Dorf zurückgingen.

Nach dem Begräbnis, am folgenden Tag, sah man alle viere zusammen auf die Wanderschaft gehen. Erst wurde die kleine Ganshirtin ins Gebet genommen, welche auf ihrem alten Plaze saß, das Fingerchen mit dem blauen Perlenring weit von sich streckend.

„Den kriegt der Geißbub' aber nicht!“ versicherte sie den Ankommenden. Von der krummen Linze wußte sie weiter nichts, als daß sie droben im Berg wohne. Nach längerer Unterhandlung begab sich die Gesellschaft ins nächste Dorf am Fuß des bewußten Berges. Man verfügte sich in den Laden, den einzigen des Ortes, und der junge Kaufmann empfing die Eintretenden mit außergewöhnlicher Zuverlässigkeit, da auf ihn die Leute aus dem Nachbardorfe stets den Eindruck von Großstädtern machten.

„Wir möchten gern wissen,“ begann

die Hopfer, „wo eine gewisse krumme Linze wohnt?“

„Linze!“ rief der Kaufmann, „das kann ich genau sagen, als wir da haben im Ort eine Hünse und noch zwei Linzen.“

„Aber die Linze, die krumm ist,“ betonte Frau Hopfer.

„Krumm, ganz recht; aber krumm ist nicht allein die Linze, krumm ist auch die alte Mitter-Bärbel, lahm ist der Schnupf-Peter und stumm der Armen-Hannes.“

Grassecker starrte, die Hände in den Taschen, fortwährend auf einen Fleck; der Zustand der Nüchternheit, in dem er sich seit zwei Tagen befand, bekam dem Gewohnheitstrinker übel. Der Schneider tanzte schon lange von einem Bein aufs andere, die Lumpensammlerin spielte fieberhaft mit ihren Perlenringen und Frau Hopfer band ihre Haubenbündel auf, als fehle es ihr an Luft. Der Kaufmann aber hatte sich vor der Thüre

aufgestellt, und als gälte es das Glück seines Lebens, redete er mit fliegender Hast alles herunter, was sich in Tagen, Wochen und Monden in seinem Hirn aufgespeichert hatte.

Seiner Rede that endlich der Aufschrei der Lumpensammlerin Einhalt: „Heiliger Sebastel, es ist eine Maus ins Butterfaß!“

„Schon wieder!“ schrie der Kaufmann, ergriff die neben dem Butterfaß liegende Zange und machte sich über den Eindringling her. Diesen Augenblick benutzten die Unglücklichen, indem sie über Hals und Kopf zum Laden hinaus auf die Gasse stürzten. Natürlich war jetzt Stärkung vor allem das nötigste, und im Wirtshaus beim Glas Wein fand denn auch jeder seine Lebensgeister wieder.

Der Wirt erteilte den Leuten genauen Bericht über den Aufenthalt der krummen Linze, die alle Woche einmal mit ihrem kleinen Karren in den Ort

herunterkam und für die Heilmittel, welche ihre Großmutter braute, Tzwaren eintauschte. Der Weg hinauf dauerte drei gute Stunden. Die Hebamme war ihrer Wohlbeleibtheit wegen keine gute Fußgängerin, der Schneider hinkte ein wenig; also ging's langsam vorwärts.

„Wenn er den Weg da herauf überstanden hat,“ meinte Frau Hopfer, über die spitzen Steine seufzend, „so steht ihm was Großes bevor.“

„Ich will nicht der bekannteste Schneider im Umlauf einiger Meilen sein,“ ächzte das kleine Männlein, „wenn ich ihm nicht den ersten Rock als Vatengeschenk zum dritten Geburtstag hinlege!“

Die Lumpensammlerin erklärte: „Ich weiß, was ich weiß. Meine Ahnungen sind wie die Sterne am Himmel. Ich sage, das Kind macht's klüger, als wir's uns alle einbilden. Wenn er nicht Pfarrer wird, so wird er was anderes, aber drunter nichts.“

Grassecker schmunzelte über die Ehre, die seinem Fleisch und Blut angethan ward, und that das Gelübde: „Meinen letzten Acker verkaufe ich zu einem Freude-schmauß, wenn ich sonst kein Geld her-krieg'.“

Gemächlich wanderte man weiter; durch die Bäume blinkte jetzt das Abend-rot, wurde allmählich blässer und ver-schwand. Den Schneider überkam eine Gänsehaut im Waldesdunkel, denn die Lumpensammlerin behauptete, lange weiße Gespenster zwischen den Baumstämmen wandeln zu sehen; es waren verstorbene Bekannte, von denen sie haarsträubende Beschreibungen gab. Frau Hopfer war weniger abergläubisch, aber sie stolperte fortwährend, da sie den Weg nicht sah, und so wechselten Schreie des Schreckens mit Ausrufungen des Schmerzes.

An Grassecker, der gut zu Fuß war und keine Gespenster fürchtete, hing sich nun die ganze zitternde und zagende

Gesellschaft fest, und so im Dunkel wälzte sich der Knäuel weiter, stürzte über eine Rinne, erhob sich, rannte an Baumstämme und gelangte endlich zerschlagen — Pate und Patin zähneklappernd vor Angst — am Ausgange des Waldwegs an. Der Gesang einer kindlichen Stimme, die hell in die Nacht hinaustönte, lockte die unglücklichen Fußgänger noch etwas höher; oben angelangt, blieben sie betroffen, eng aneinander gedrückt, stehen. Der Mond spiegelte sich in einem dunklen, regungslosen See; davor erhob sich ein Hügelchen, um das sich eine hinkende Gestalt bewegte, Blumen über den kleinen Hügel werfend; dazu sang sie:

„Schlaf, Kindlein, schlaf.“

Wenig Schritte weiter, im Dunkel mächtiger Tannen, stand eine Hütte; durch das Fenster sah man ein Herdfeuer flackern, über dessen Glut sich ein scharfes altes Gesicht neigte.

„Geht voraus, Grassacker, 's ist Euer Sohn,“ meinte der Schneider, sich an des Bauern Ruckschoß festhaltend; alsdann gab er den Frauen die Weisung: „Nun kommt ihr hinter uns Männern drein.“

Also näherten sie sich dem unheimlichen Ort, und ihr Erscheinen brachte auf das kleine hinkende Mädchen einen solchen Eindruck hervor, daß es seine Blumen fallen ließ und laut aufschreiend der Hütte zueilte. Die alte Frau beugte sich aus dem Fenster.

„Wer ist da?“ fragte sie mit furchtloser Stimme.

Grassacker erwiderte: „Wir sind gekommen, zu fragen, ob Ihr nicht ein Kind, Namens Leonhard Gras zu Grassack, hier oben habt, das die hinkende Linze soll auf ihrem Karren mitgenommen haben?“

Die Alte beugte sich weiter aus dem Fenster und sprach, mit der Feuerzange nach dem kleinen Hügel deutend: „Dort

liegt's — die Linze hat's mitgebracht schon halb tot; die Kräuter haben nichts mehr genützt. Heute abend haben wir's begraben."

Einen Augenblick herrschte Todesstille, dann wandten sich die vier Gestalten gleichzeitig dem kleinen Grabe zu, das Wasserblumen und Waldblumen liebevoll bedeckten.

„Er hat viel durchgemacht,“ begann die Hebamme, worauf die ganze Gesellschaft in ein heftiges Schluchzen ausbrach, das lange kein Ende nehmen wollte. Fand nun der Vater diesen allgemeinen Schmerz nicht berechtigt — genug, er fragte plötzlich mitten aus seiner Trauer heraus: „Was brüllt ihr denn so? Ich aber hab' die Stütze meiner alten Tage verloren, denn dieser mein Sohn, der hier für ewig stumm liegt, hätt' mich zu Ehren und Reichtum gebracht.“

Da trocknete Frau Hopfer schnell



ihre Augen. „Grassecker,“ meinte sie, „ich muß Euch nur gestehen, so weit wär's mit dem armen Kind seiner Lebtag nicht gekommen; es war kaum auf der Welt, dacht' ich, was das Kind für furiose Augen hat! Dafür hab' ich einen Blick, ich hab's nur nicht sagen wollen — aber mit den Augen war's nicht richtig, darauf laß ich mich verbrennen.“

„Ich will,“ fiel ihr der Schneider ins Wort, „nie mehr in meinem Leben das rechte Maß finden, wenn ich nicht gedacht, das Kind ist unter der richtigen Größennummer, es ist zu kurz geraten; wo aber einer im Wachstum zurückbleibt, da scheidet er besser aus dem Leben.“

„Kurzum,“ fügte die Lumpensammlerin hinzu, „es hatte einen Wasserkopf und war unfähig, zu leben.“

„So,“ fuhr nun der Vater auf, „und wo bleiben denn auf einmal eure schönen Versprechungen — war er nicht zu klug, um Feldarbeit zu thun — hatte er nicht

ein Gesicht wie ein Prinz — und der Herr Pfarrer, unter dem er's nicht that — hm?"

„Grassecker," sprach die Lumpensammlerin mit Würde, „ich weiß, was ich sage. Ich hab' gesagt, das Kind macht's klüger, als wir's uns alle einbilden. Und hat er's nicht klüger gemacht? Er ist unter die Engel gegangen; ist das vielleicht unter dem Pfarrer?"

„Es ist drüber," erklärten der Schneider und die Hopfer.

Grassecker schaute auf den kleinen mondbeschienenen Hügel, nickte, fuhr sich mit dem Rockärmel übers Gesicht und sprach die denkwürdigen Worte: „Ein frühes End' hat noch keinen gereut."

Worauf sie alle mit vollster Ueberzeugung „Amen!" sprachen.



# Fabians Aufzeichnungen.





Im „Herrenstüble“ zum Goldenen Ochsen ging's lebhaft zu, obwohl sich nur zwei Mann drin befanden: der Bürgermeister und der Hopfenbauer; aber der letztere zählte für sechs. In der That, was in und an dem Mann war, und was er außerdem an Reichtum, Land und Gut besaß, damit hätten sechs ganz bequem ausgestattet werden können, und es wär' immer noch genug an ihnen gewesen.

Und so brach's denn auch gleich einem Donnerwetter von des kolossalen Mannes Lippen:

„Hängen, hängen lassen thu' ich den Kerl — den verfluchten — mir den Braten zum heiligen Abend vor der Nase wegzustehlen — in meinem Forst — ein

Tier, daß es ein Staat war — ich leg' an und treff' — ich denk', den Braten hätt' ich sicher — nehm' ein paar Schluck, steck' meine Pfeif' an und geh' zurück nach der Jagdhütte, wo ich meine Leut' gelassen — und hernach, ja proßt, kein Rehbock weit und breit — o der Kerl war pfiffig, er wollt' mich nicht glauben machen, daß Tier hätt' plötzlich eine Flieggelegenheit benutzt, um vom Erdboden zu verschwinden — Gott bewahr', der ganze Hag droben ist voller Fußstapfen, sie führen nach rechts, sie führen nach links — aber ich lass' mich nicht irr' machen — der Kohlenpeter ist's, ich sag' der Kohlenpeter und darauf nehm' ich Gift und lass' ihn hängen.“

Nach diesen Worten sprang der Hopfenbauer von seinem grob geschnitzten Stuhl auf, daß die Stube dröhnte, und schrie nach einem frischen Seidel. Der Bürgermeister, lang, dünn und voll Bedächtigkeit, strich sich das Kinn:

„Hängen lassen, das geht nicht so, Hopfenbauer, man hängt nicht so in die Luft hinein, das wär' eine hübsche Christlichkeit, das — postausend! Erst heißt es, seiner Sache sicher sein und den Kerl haben, und darum muß eine Untersuchung —“

Hier lachte der Hopfenbauer so laut auf, daß die Scheiben klirrten, und eine Katze, welche hinterm Ofen geschlafen hatte, mit zurückgelegten Ohren unter den Anrichttisch fuhr; — „laßt mir um Gotteswillen Eueren Büttel weg, denn wenn irgendwo was 'rauszukriegen ist, so kriegt's der Saufbruder gewiß nicht 'raus —“

„Ich ging meinetwegen gleich selbst hinauf,“ erklärte der Bürgermeister, „aber der Schnee liegt gar so tief —“

„Ja, wenn Ihr warten wollt, bis er geschmolzen ist,“ ereiferte sich der Hopfenbauer, „so wird's dem Kohlenpeter um so lieber sein, aber bei allen

zehntausend Heiligen, mir nicht! — und Ihr wißt, Alterle, Geduld hab' ich keine, und will ich was, so will ich's gleich, und nun handelt sich's um einen Menschen, den man hinauf schicken könnt', und bei dem der Halunk mit keinem Gedanken auf die Idee käm', als führt' er was im Schild; dazu taugt aber weder Ihr noch Euer Büttel, sondern einer, der nicht mit einem Gesicht ankommt, aus dem schon drei Meilen weit der ganze Neuhock 'rausschaut — wo aber find' ich so einen, der schlau wär' und ehrlich zugleich — denn, weiß Gott, die Ehrlichkeit schwindet anfangs aus dem Leben, wie das Tageslicht aus den Wintermonden, und ich hab' schon hundertmal gesagt, fänd' ich einmal so einen kreuzehrlichen Kerl, wie sie zu meines Vaters Zeiten 'rumliefen, auf meinen Händen wollt' ich ihn tragen!"

Und der Hopfenbauer hielt seine

Hände in die Luft, auf denen in der That ganz bequem ein Mensch hätte Platz nehmen können.

Der Bürgermeister strich sich das Kinn: „Ich hab' da einen Burschen in der Familie, ein junges Blut von zwanzig Jahren, von dem der Schulmeister oftmals gesagt: ‚Im Reden ist er ebenso dumm, als er im Schriftlichen gescheit ist;‘ er ist einer Base Kind, die starb und uns den Buben auf dem Hals ließ. Er möcht' gern zum Gericht von wegen seiner Schrift, aber dazu braucht's so manches, was keiner beisteuern mag, auch denkt jeder, der Fabian soll nun für die vielen Suppen, die er herumgeessen, auch wacker bei der Arbeit helfen. Sie sagen, er schreibe Predigten zum Greinen, und wer was Schriftlich's braucht, dem setzt er's auf. Wenn wir den hinauf schicken, Hopfenbauer, ich glaub', da vermutet der Kohlenpeter nichts Schlimmes.“

„Ist er schlau?“ fragte der Bauer.



„Da hapert's,“ entgegnete der Bürgermeister, „aber ich glaub', einen guten Willen brächt' er schon mit —“

„So laßt ihn kommen.“

In weniger als fünf Minuten trat der Gerufene über die Schwelle. Er kam gerade von der Arbeit, der Kittel stand ihm trotz der Kälte offen, er hatte ein rosiges Gesicht und schaute mit großen Kinderaugen träumerisch in die Welt. Der Hopfenbauer warf ihm einen Blick zu und wandte sich dann mit einem verächtlichen Achselzucken an den Bürgermeister: „Der —,“ sagte er, über die Achsel deutend, „da vermutet der Kohlenpeter allerdings nichts Schlimmes — na, wer weiß —“ unterbrach er sich und faßte den an der Thüre Stehenden noch einmal ins Auge: „Hör', Bursche, du möchtest zum Gericht?“

Fabian nickte, indem ihm eine tiefe Röte in die Wangen stieg.

„Nun,“ meinte der Hopfenbauer, „da

wollen wir einmal sehen, ob du dafür taugst; ich hab' einen Auftrag, ich muß wissen, wo der Kohlenpeter gestern nachmittag gesteckt hat — ob ihn einer im Wald gesehen — ob er daheim war — ob die Holzfäller mit ihm gewesen sind — kurzum, das alles muß ich genau erfahren, und jede Antwort, die man dir gibt, mußt du dir getreulich merken.“

„Ich werd' mir's aufschreiben,“ erklärte der Bursche.

„Du kannst dir überhaupt alles aufschreiben, was du siehst und hörst,“ bemerkte der Bürgermeister, „indem du ja im Schriftlichen so viel klüger bist, als im Mündlichen.“

„Und hör',“ sprach der Hopfenbauer, „wenn du dein Sach' gut gemacht, so bin ich's, der für dich sorgt. Jetzt mach' dich auf und morgen früh nach der Kirch' gibst uns Bericht im Herrenstüble.“

Der Bursche ging; der Hopfenbauer bezahlte die Zeche und ließ einspannen.

„Und wißt Ihr, was geschieht, Bürgermeister,“ sprach er, sich unter der Thüre noch einmal umwendend, „ich lass' ihn doch hängen, denn mit dem Fabian ist's den Mäusen gepiffen, das brauch' ich nicht erst schwarz auf weiß zu sehen —“

„Wollen's abwarten,“ sprach der Bürgermeister und trank mit Genuß sein Glas leer.

Am folgenden Morgen nach der Kirche saßen die beiden im Sonntagsstaate wieder im Herrenstüble, der Bürgermeister noch gerade so bedächtig, und der Hopfenbauer nicht weniger wild, als am Tage zuvor.

„Den Mäusen ist's gepiffen mit dem Fabian,“ polterte er zwischen dem biergetränkten Bart hervor, „einen Simpel da hinauf zu schicken — ha — ha — Ihr seid ein Pfiffikus, Bürgermeister, ja wohl, Ihr wißt, warum Ihr ein Gesicht macht, wie die Mutter Weisheit —“

„Abwarten,“ sprach der Bürgermeister, „das ist immer das Vernünftigste.“

Die Thüre ging auf und Fabian trat über die Schwelle; er hielt ein Heftlein in der Hand und fragte bescheiden, ob er lesen solle.

„Zum Kuckuck, ja, und mach's kurz,“ sagte der Hopfenbauer, streckte die Beine von sich, stützte den Ellenbogen auf den Tisch und faßte den Burschen ins Auge, der so stand, daß ihm die flammende Wintersonne gerade den blonden Scheitel küßte. Er begann:

„Ich gehe durch den Schnee bis an die Kniee. Es ist beinahe dunkel, nur bis herunter leuchtet das Herdfeuer aus dem Fenster des Kohlenpeters. Ich klopfe. Ich trete ein. Sie sitzen ums Feuer, blaß wie der Tod, und es steht Brigitt, welche war mit mir zur Schule, auf und spricht: ‚Bringst du Brot? Wir sterben Hungers.‘ — Ich aber sage: ‚Ich habe kein Brot. Ich bin gekommen, zu fragen, wo dein Vater ist gewesen gestern des Nachmittags?‘ — Sie spricht: ‚Ich weiß es

nicht. Aber hast du nicht doch ein Stück Brot? Das Kleinste und der Großvater sind am schlimmsten dran. Die andern und ich können warten.' — Ich sage zum Großvater: ‚Wißt Ihr nicht, wo der Kohlenpeter gestern des Nachmittags gewesen ist?‘ Da hebt der Alte den Kopf; seine Augen sehen aus wie zwei erlöschende Lichtlein; er schüttelt den Kopf, und es wird still. Nur das Feuer auf dem Herd kracht, und das Kleinste weint. Da springt die Thüre auf. Die Stube ist hell. Die Kinder schreien laut, und draußen ruft's: ‚Das Christkind kommt!‘ Und der Kohlenpeter tritt herein mit einem Baum, an dem zwei Lichter brennen. Er tritt herein mit einer Schüssel, die zugebedeckt und spricht: ‚Nun sollt ihr satt essen. Nun hat das Christkind einen Braten beschert.‘ Und er zieht das Tuch weg. Da schreien sie alle, und tanzen und springen, und ihre Finger greifen in die Schüssel. Die

Brigitt spricht: ‚Habt ihr vergessen, wie die Mutter uns gelehrt, am heiligen Abend zu thun?‘ Und alle sind still. Sie nehmen sich bei den Händen, und wir knieen vor dem Baum und singen:

‚Stille Nacht! heilige Nacht!‘

Drauf der Kohlenpeter: ‚Was thust du da oben im Haus des Jammers, Fabian, willst mithalten?‘ Und ich dank’ und setz’ mich an den Tisch. Was wir aber essen, ist ein schöner Mehrücken; und wenn ich geglaubt, ich weiß, was Hunger ist, so hab’ ich mich arg getäuscht. Drauf als wir alle gegessen, sprach ich zum Kohlenpeter: ‚Wollt Ihr mir nicht sagen, wo Ihr den Nachmittag gestern habt zugebracht?‘ — ‚Warum,‘ fragt er, ‚willst du es wissen?‘ — Ich sage: ‚Wenn ich’s erfahren, so thut mich der Hopfenbauer zum Gericht als Lohn. Darum könnt Ihr denken, daß ich’s gern erfahren möcht’.‘ — Da lacht der Kohlenpeter. Er schaut

mich an und lacht. Darauf nimmt er die Mütze vom Tisch. Er fährt in die Stiefel am Herd; die Brigitt geht mit ihm hinaus. Drauf der Großvater: ‚So, so! und Ihr denkt, das sei was Rechtes, zum Gericht? Ihr seid ein junges Blut und wißt wohl nicht, was es für ein End’ nimmt mit den Leuten vom Gericht?‘ — ‚Nein,‘ sag’ich. — Drauf der Alt’: ‚Laßt Euch abratens, solange es noch Zeit, und hört, was jedem, der zum Gericht gehört, passiert.‘ Er spuckt und spricht: ‚Wenn mir recht, so nennt es sich Legende, was da heißet eine Heiligen-geschichte, die mit Fug und Recht sich zugetragen, und wer’s nicht glaubt, der ist kein rechter Christ und mag sich hüten vor seinem seligen End’. Also begab es sich, daß zwischen Himmel und Erde ein Malheur geschehen war, so was man nennt ein kleines Loch, das in der Erschaffung verschlampt worden und nicht gehörig zugestopft. Da machten sich die

Teufelsbraten, nicht höher als der Stuhl, auf dem ich sitze, das Bläser und fuhren durch das Loch bis an den himmelblauen Himmelsrand, wo sie ihr Kurzweil trieben so arg, bis die Herren Engel drüber die Geduld verloren und fuchsteufelswild zum heiligen Sankt Peter lossen. Ei, sagten sie, sind wir dafür auf der Welt, um immerfort zu kehren und zu segnen, weil das Teufelspack den Kohlenstaub uns herauf schleppt? Also geht Sankt Peter in Gottes Namen zum Gottvater, deutet nach hinten und spricht: Die Schlamperei ist nimmer mit anzusehen, das Loch bröckelt ja mit jedem Tag weiter, da muß geholfen werden. Das Loch, sagt Gottvater, ist dem Teufel sein Sach'! Also ruft Sankt Peter dem Teufel hinüber, er soll das Loch zuwerfen lassen, 's wär' sein Sach'. Was, ruft der Teufel, das Loch ist mir lang gut, das geniert mich gar nicht. Aber uns geniert's, ruft Sankt Peter, ist denn das eine



Art, daß die verfluchten Teufelsbraten uns immer zum Himmel herüberkrabbeln! — Da können sie höchstens was lernen, sagt der Teufel, das Loch bleibt! Da ging Sankt Peter in Gottes Namen wieder zum Gottvater: Der Teufel denkt nicht daran, das Loch zuwerfen zu lassen. So, sagt Gottvater, dann hängen wir ihm einen Prozeß an. Also geschah's, und es kostet ein Heidengeld und das Hinüber und Herüber nimmt kein End'. Da kommt Sankt Peter eines Tages wieder zum Gottvater: Zum Donnerwetter, sagt er und kratzt sich hinterm Ohr, 's ist fertig, wir haben den Prozeß verloren. Als sich Gottvater wundert, begehrt der Sankt Peter auf: Was ist da lang zu verwundern, haben wir vielleicht einen einzigen Advokaten im Himmel? Der Teufel hat sie all miteinander in der Höll'. — Und da willst du doch nicht auch hinein, Fabian?' spricht Brigitt und tritt

in die Stube, ihre Augen sind rot, es zuckt ihr Mund. — Ich aber sage: ‚Brigitt, wo ist dein Vater gewesen? Du sollst es mir sagen, denn ihr habt nicht heißer gelehzt nach Nahrung, als ich es thue, ein Amt zu haben, daß ich nicht länger der Knecht muß sein von allen. O Brigitt, schlimmer ist nicht die Hölle, und wenn du mir's sagst, so machst du mein Glück.‘ — ‚Und unser Unglück,‘ schreit sie auf und sinkt in die Kniee, ‚ja, Fabian, ich kann es dir sagen, ich weiß, wo der Vater gewesen! Doch bringt es uns um das Letzte, und nichts bleibt uns, als der Tod. O Fabian! um dein Glück! ist es das wert?‘ — Und eh' ich komme zum Besinnen, schüttle ich schnell den Kopf. — Sie aber springt auf. Sie legt die Hände auf mein Haupt: ‚So wie meine Mutter mich gesegnet und ihr letztes Gebet mir gegolten, so segne ich dich, und mein letztes Gebet gelte dir alle Abend meines Lebens.‘

Drauf geh' ich hinaus. Sie aber zündet eine Fackel an und steht nun mit dem flammenden Scheit im klaren Winterschnee und leuchtet mir den Weg hinab in's Dorf.

Also geschah's, und meine Sach' war eine That um nichts."

„Schon aus?“ fragte der Hopfenbauer und fuhr ganz erschrocken aus dem tiefen Zuhören auf, in das er versunken war.

„Ja, was wollt' Ihr denn mehr,“ fragte der Bürgermeister, „ist's nicht genug, daß der Rehbock auf dem Tisch stand, wer hat nun recht gehabt, Hopfenbauer, war's den Mäusen gepiffen mit dem Fabian oder nicht?“

Nun war aber der Hopfenbauer zu nichts weniger auf der Welt geneigt, als zum Eingestehen eines Unrechts. Also schnellte er das nasse Tröpfchen, das sich in einer Falte seiner Wange gefangen, hurtig weg, dem Bürgermeister mit einem lang gedehnten So— unter

die Nase fahrend — „ei Herr Pfiffikus und Besserwisser — 's war aber ein Haß und kein Rehbock — was geht mich also der Rehbraten an, he?“

Der Bürgermeister erhob sich: „Freilich war's ein Rehbock —“

„Bomben — Granaten — heiliges Gewitter!“ überschrie ihn der Hopfenbauer, „ich werd' doch wissen, was ich geschossen hab' — Ihr aber, Alterle, seid ein stiller Säufer — und gestern war's Bier frisch angestochen, im Rausch verhört sich manches Ohr — poß Blitz, ein Rehbock — ja wohl! Glaubt Ihr vielleicht für einen Rehbock wär' mir's Hängen genug gewesen — erdroffelt hätt' ich den Kerl mit meinen eigenen Händen —“

Es hatte schon einigemal leise an die Thüre geklopfelt, jetzt trat der Kohlenpeter über die Schwelle, den Hut in der Hand, gesenkten Hauptes: „Da find' ich die Herren beisammen — mit Verlaub, daß ich erst einen Schnaufer thu' — ich

komm' ein bißl' weit her — ich war schon überm nächsten Dorf — ich weiß selber nicht, was ich hab' wollen — da hat mich's wieder zurückgerissen wegen der Kinder —“

„Was war's?“ unterbrach ihn der Bürgermeister voller Ungebuld.

„Ein Rehbock, Herr Bürgermeister,“ schluchzte der Kohlenpeter.

„Kindvieh,“ brüllte ihn der Hopfenbauer an, und der Schuldige, auf ganz andere Dinge vorbereitet, murmelte ein dankerfülltes: „Vergelt's Gott, tausendmal!“ —

„Nun also steht nichts im Weg, daß der Mann gleich abgefaßt werde,“ meinte der Bürgermeister, „indem er geständig —“

„Haltet 's Maul,“ unterbrach ihn der Hopfenbauer —

„Geständig den Rehbock —“

„In Eueren Hals mit dem Rehbock — glaubt Ihr, außer Euch ist noch ein zweites Vieh im Herrenstüble?“

„Hopfenbauer, das freid' ich Euch an,“ leuchte der Bürgermeister, „was aber der Kohlenpeter gethan, ist gegen 's Gesetz, ich leg' ihn unter Kiegel“ — und er schloß die Thüre, den Schlüssel zu sich steckend. Da lachte der Hopfenbauer mit einer solchen Wucht, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen; alsdann öffnete er ein Fenster, packte den Kohlenpeter beim Wams und setzte denselben wie ein Kind draußen auf die Erde.

„Und daß der Braten zu Mittag recht schmeckt, schick' ich ein paar Flaschen Sauern dazu,“ rief er dem verblüfften Mann nach.

Dann, die Hände in den Taschen, ein breites Lachen auf dem roten Gesicht, wandte er sich zum Bürgermeister: „Ihr wißt, 's ist nicht das erste Vieh, das ich durch ein Fäßle guten Roten auslöf' —“

„Aber 's ist bei meiner Seel' das

letzte," verschor sich der Bürgermeister und schloß die Thüre auf.

Im Vorbeigehen packte der Hopfenbauer den Fabian fest beim Kragen und zog ihn mit sich zu seinem Gefährt: „Sitz auf, Bursche — diesmal hat unser Herrgott den Prozeß gewonnen, und das will ich seinem Advokaten lohnen.“



# Der weise Salomon.







Im Jahre 1855 umfaßte der Amtsbezirk B. im oberen Schwarzwald 13978 Einwohner und einen Israeliten. Fast zum alten Mann war er geworden, bis er's erreicht, zur Gemeinde gezählt zu werden. In jungen Jahren hatte Salomon das Hausieren mit seinem Vater getrieben, dessen einziges Sinnen und Trachten dahin ausging, in einem der kleinen Thalorte das Heimatsrecht zu erlangen. Gerade auf die gesegnetste Ortschaft des Bezirks hatte es der alte Hausierer abgesehen, allwo die Bauern nicht nur keine Abgaben zu zahlen hatten, sondern sich jeder sein Holz umsonst aus dem Wald holen durfte, ein Stück Wiesenlandes zum Abmähen erhielt und

zu Neujahr zwölf Gulden aus der Gemeindefasse. Allein hier ebensowenig als in den übrigen Dörfern des Bezirks wollte man den Juden haben, welcher, mit zäher Kraft an seinem Ziele festhaltend, nicht aufhörte, zu bitten und betteln, bis ihn der Tod eines Tages auf seiner Wanderschaft ereilte. Salamon fuhr den Vater in ein entferntes Städtchen, allwo den Juden eine Ecke in der Muttererde angewiesen war, und trieb alsdann das Geschäft allein weiter. Er trug ein Ziegenbärtchen, und wenn er lachte, nahm sein Mund von der ganzen Breite seines Gesichtes Besitz, was ihn durchaus nicht verschönerte; nichtsdestoweniger hörte er nie auf, zu lächeln, um die Menschen für sich einzunehmen; denn was der Vater nicht erreicht, wollte er erreichen. Also wanderte er von Ort zu Ort, handelte mit seinen Spizen, Broschen und Schmucknadeln und kehrte bei den Bürgermeistern

ein, um es ihnen mit demütiger Beredsamkeit plausibel zu machen, daß er doch auch ein Mensch, also lieber in der Gemeinschaft mit Menschen, als abseits in einem Hüttlein hause, das weder zum Dorfe rechts, noch zum Dorfe links gehöre. Indes mit der Zeit wurde die Zungenfertigkeit des nie von seinem Thema ablassenden Juden den Herren Bürgermeistern zuwider, und keiner ließ sich mehr in der Wirtsstube blicken, sobald der Hausierer erschien. Nur einer machte eine Ausnahme — just der Bürgermeister des gesegneten Thales; er hatte so viel Zeit übrig; die Leute seiner Gemeinde machten ihm wenig zu schaffen, indem sie fröhlich und behaglich dahin lebten, den lieben Gott einen guten Mann sein ließen und schließlich mit Fettbäuchlein aus der Welt schieden. Also war dem Bürgermeister die Ankunft des Hausierers allemal eine willkommene Zerstreung; es nahm ihn

wunder, was er Neues vorbringen mochte, und obgleich er auf Salomons Bitten stets die gleiche Antwort gab: „Jub', das rührt mich nit,“ so war sein Herz doch von warmer Liebe für seine Mitmenschen erfüllt, deren ganze Zuneigung er besaß. Nur war der Jude für die Ortsbewohner eben kein Mitmensch; es wurde ihm noch zu lebhaft nachgetragen, daß er den Heiland ans Kreuz geschlagen, und wer's ihn büßen lassen konnte, der that's. Und der Bürgermeister ragte durchaus nicht über die Anschauung seiner Zeit hinaus; er blieb, so oft ihm der Jude etwas vorlamentierte, gerade so ungerührt, wie's vor nicht zwei Jahrhunderten die Herren Richter angesichts der ihre Unschuld betuernden Heren geblieben waren. Wenn jedoch ein paar Tage über die Zeit hingingen, in der Salomon zu erscheinen pfliegte, streckte der Bürgermeister alle Augenblick den Kopf zum Fenster seiner

Wirtsstube hinaus, ungeduldig vor sich hin murmelnd: „Wo bleibt er denn, der Maulaff', das Fraßengesicht, der Judassohn?“

Mit derselben Sehnsucht war er auch heuer wieder erwartet worden. Freilich, als Salomon eintrat, zaghaft, mit gekrümmtem Rücken, that der Bürgermeister ganz so, als käme ihm nichts auf der Welt ungelegener.

„Poß Hagel und Stroh, da ist Er ja schon wieder, ja, was will Er denn, glaubt er vielleicht, ich hab' nichts zu thun, als Seine Jeremiaden anzuhören! Er denkt wohl gar, ich sei ganz allein für Ihn auf der Welt!“

„Nichts denk' ich,“ versicherte Salomon, betauernd die Hand aufs Herz legend, „wo werd' ich mir erlauben, was zu denken, wenn's dem Herrn Bürgermeister kommt ungelegen.“

„Ungelegen kommt mir der ganze Kerl,“ fuhr ihm jener ins Wort, „Tage-

dieb, Er, mit der geschmierten Zung' 'rauß, 'rauß, und mach' Er's kurz, was in des Teufels Namen hat Er sich schon wieder ausgedonnen?"

Salomon schluckte ein paarmal; seine sonst blaffen Wangen waren heute gerötet, seine Augen glitzerten.

„Mag es der Herr Bürgermeister nicht übelnehmen, weil es steht geschrieben in der heiligen Schrift: ‚Es is nicht gut, daß der Mensch allein sei,‘ und also hab' ich mich umgethan und hab' sie gefunden, schön is sie auch und sparsam, daß es eine Lust wär', zu führen 'ne Wirtschaft und Kinder zu erziehen in der Furcht vor Gott und vor allzu großen Unkosten, mit einem Lädchen, auf daß die geehrte Einwohnerchaft hätt' ihre Freud' an der prächtigen Auslag' und Billigkeit der War', 's fehlt nur die Ortschaft.“

„Was der Kerl für Geschichten erzählt,“ fuhr der Bürgermeister auf, **I**ber

nie gröber that, als wenn er sich innerlich recht ergötzte, „und da soll man hinsehen und eine Geduld haben wie der heilige Hiob, als ob einem die Popp was anging! Ei, so heirat' Er sie doch, und zieh' er in Gottes Namen nach Jerusalem, und lass' er uns fürderhin ungeschoren!“

Salomon schüttelte das Haupt. „Mein Geschäft lass' ich nicht, nicht daß ich mir's erlaub', zu hoffen, oder gedenk' zu verdienen die Ehr' mir zu gründen 'ne Heimat in einer Gemeind' von so großem Ruf, ich spekulier' auf was andres als auf meinen Unwert, ich spekulier' auf die christliche Barmherzigkeit; denn wär's nicht 'ne herrliche Gelegenheit der Barmherzigkeit, einem Ausgestoßenen zu sagen: Gehör' zur Gemeind' und sei'n gemachter Mann!“

„Das glaub' ich,“ lachte der Bürgermeister, „aber das rührt mich nit, wir wollen ebensowenig einen Pfarrer als

einen Juden im Ort haben; mag der eine des Sonntags rüber kommen und predigen, der andere sein Lädlein durchs Dorf tragen, das ist unsere Meinung, Punktum, Jud'."

Und Salomon verneigte sich und schob sich mit seinem sich immer gleichbleibenden Lächeln rückwärts zur Thüre hinaus, „nichts für ungut, nichts für ungut“ murmelnd.

Aber so schweren Herzens wie diesmal, hatte er noch nie des Bürgermeisters Schwelle überschritten; er mußte nun der Braut das Warten plausibel machen, und sie war ein junges eigensinniges Mädchen, das durchaus wollte, daß er sich in ihrem Vaterstädtchen niederließ. Den langen Kampf endigte er mit der Erklärung: „Von meinem Geschäft laß' ich nicht, solange ich leb' —“ und sie: „Und ich wart' nicht länger als ein Jahr.“

Das Jahr ging herum, auch ein zweites, drittes und viertes.



Die beiden handelten noch immer miteinander :

„Salomon, ich wart' nimmer.“

„Ich rat' dir, wart', sonst reu't dich's!“

Und die frischen Wangen des Mädchens blaßten allmählich ab, ihre Jugend schwand dahin, und es fing an, ein wenig lächerlich zu werden, sie noch immer behaupten zu hören: „Salomon, ich wart' nimmer.“

Er aber fuhr mit heiligem Eifer fort, sie mit den denkbar triftigsten Gründen zu beruhigen, sich also bald bei ihr, bald bei dem Bürgermeister in Beredsamkeit erschöpfend; auf seinen Wanderungen aber suchte er die Beweise zusammen, welche das Herz des Bürgermeisters zu seinen Gunsten, das der Braut zum Warten bewegen sollten.

An einem schönen, warmen Frühlingstag war's, als Salomon zum erstenmal ein Gefühl von Müdigkeit auf seinen

Wanderungen besiel. Also ließ er sich nieder am Ufer eines kleinen Weihers, drin sich die Sonne spiegelte. Und Salomon blickte in das stille Gewässer; plötzlich riß er die Augen weit auf, fuhr zurück, schaute wieder hinein, schaute von rechts, schaute von links — keine Täuschung — sein Ziegenbärtchen war grau.

„Gott der Herr!“ stöhnte er auf, „ich bin geworden ein alter Mann und hab's nicht gemerkt.“

Als er gegen Abend im Ort ankam, schritt er einher wie ein müder, hoffnungsloser Greis; aus alter Gewohnheit lenkte er die Schritte nach dem Wirtshaus des Bürgermeisters, blieb jedoch plötzlich stehen, die Worte murmelnd: „Was nußt's — was hat's genutzt —“ kaum hatte er jedoch ein paar Schritte weiter gethan, reute es ihn wieder, und er kehrte um. Dies wiederholte er etliche Male, und der Hund des Bürgermeisters

saß vor der Hausthüre und beobachtete des Juden Gebaren mit kritisch argwöhnischem Blick. Dieser Hund, ein häßliches, bösertiges Tier, war der Schrecken des ganzen Ortes; da jedoch der Bürgermeister viel auf seinen ruppigen Köter hielt, so duldete man diesen in Gottes Namen und hütete sich, in seine Nähe zu kommen.

Als Salomon eben zum viertenmal zum Haus zurückkehrte, war auch der Hund zu einem Entschluß gekommen, sprang auf den Hausierer los, rieß ihm den Rock vom Leib und zerfetzte ihm die Hose. Salomon schrie laut auf, worauf der Bürgermeister am Fenster erschien und den Hund voll Zorn hereinrief. Kopfhängend verfügte sich das Tier ins Haus und kauerte sich demütig zu den Füßen seines Herrn nieder; Salomon war ihm gefolgt.

„Was hast du gemacht?“ fuhr der Bürgermeister seinen Hund an, indem

er ihm einen Tritt versetzte, „muß ich denn alle Tage eine Schandthat von dir hören!“

„Er is ein Glückspilz,“ meinte Salomon, mit seinem halb listigen, halb rührenden Lächeln nach dem Hunde blickend, „er is kein Jud' — also darf er getrost die Leut' beißen, ihre Kleider zerfetzen, ihre Haut schürfen und ihre Gänf' und Kinder verjagen — ich — muß mich ducken und bücken, und wenn auf mich niederprasselt der Hohn und Schimpf wie Hagelkörner, ich darf mir nicht erlauben zu schreien — au! Ich hab' die Müß' aufzuheben, die der Krüppel vom Dorf vor mich hinwirft und mich klein zu stellen vor ihm — dafür bin ich ein Jud'! — Wenn der Hund aber draußen steht und is ausgeschlossen aus Versehen, und es bricht ein die Nacht, daß er winselt und heult und an der Thür scharrt — steht nicht auf der Knecht oder die Magd, die Frau oder gar der

Herr Bürgermeister selbst, um dem Hund zu öffnen das Thor? — Wenn aber ich winsle und klopfe — ein heimatloser Mann — und ruf' fast ein halb Jahrhundert lang: „Macht mir auf — laßt mich eintreten in die Gemeinschaft der Menschen!“ — wer steht auf, um mich einzulassen? Der Knecht nicht und die Magd nicht — und die Frau und der Herr Bürgermeister auch nicht — weil ich bin ein Jud'! — Ist er nicht ein Glückspilz, der Hund?“

Salomon hatte gesprochen, ohne die Stimme zu erhöhen und schaute jetzt den Bürgermeister mit dem alten, demutsvollen Lächeln an. Dieser hatte sich in all den Jahren nie Gedanken gemacht über den Jammer des Juden; in dieser einen Stunde jedoch fiel's ihm wie Schuppen von den Augen, und er sah mit Entsetzen in einen Abgrund schreienden Elends, schreiender Ungerechtigkeit.

„In des Teufels Namen,“ wütete er gegen seine eigene Ergriffenheit, „warum habt ihr aber auch den Heiland ans Kreuz geschlagen?“

„Habt ihr keinen gekreuzigt, keinen gehängt, verbrennt und gesteinigt, der eueres Glaubens nicht war?“ fragte der Jude, „aber ich bin überzeugt, Herr Bürgermeister, Sie können nichts dafür.“

„Er ist ein verdammter Kerl,“ brauste der Bürgermeister auf, „ich — bei Gott, ich schwör's Ihm zu, Er soll herein in die Gemeind', und ich bin der Mann, der Ihm die Thür aufmacht.“

Da schwand das gewaltsame Lächeln von des Juden Angesicht und sich weit vorbeugend, mit zitternd ausgestreckten Händen und bebenden Lippen that er die Frage: „Ist es wahr?“

Der Bürgermeister schlug auf den Tisch: „Glaubt Er vielleicht, ich bin ein Unmensch — hinaus mit Ihm — verbit' mir jeden Dank, alles Gewinsel,

Geheul und Gegrein — will Ihm zeigen,  
was ein ordentlicher Christ ist — poß  
Wetter — ‚ist's wahr?‘ fragt der Jud!  
— hab' ich schon einmal gesagt, es ist  
was gut, wenn's schlecht war? — das  
ist Seine Sach' — und dort ist die  
Thür.“

Salomon taumelte hinaus; erschwanfte  
über die Gasse, daß jeder ihn für be-  
trunken hielt und laut lachte; er aber  
sang unter Schluchzen, in gebrochenen  
Jubeltönen:

„Halleluja! Lobet Gott, den Herrn!  
Lobet Gott in seinem Heiligtum, lobet  
Gott in der Feste seiner Macht!  
Lobet ihn nach seiner Wunderkraft, lobet  
ihn nach seiner vollen Größe!  
Lobet ihn mit Posaunenklang, lobet ihn  
mit Harf' und Zither, lobet ihn mit  
Pauk' und Reigen, lobet ihn mit Saiten  
und Schalmeien!  
Lobet ihn mit klingendem Geläute; lobet  
ihn mit klingendem Schalle!

Alles, was nur Dem hat, das lobe Gott!  
Halleluja!

Alles, was nur Dem hat, das lobe Gott!  
Halleluja!"





Der  
Sänger von Denferbach.







Es war an einem schönen wie in Gold getauchten Frühlingsabend, als der Bürgermeister von Denkerbach wieder einmal seinen Mangel an Ueberlegung zu beklagen hatte.

Er saß am Wirtstisch, in seinem eigenen Wirtshaus, dem Köftele, und wischte sich die Stirn mit dem geblühten Taschentuch, denn er war ein hitziger Mann und von kugelrunder Gestalt.

„Starrt mich nit so an,“ fuhr er über die Herren Gemeinderäte her, „es ist halt geschehen — da heißt’s immer, die Denkerbacher hätten den flottesten Gesangsverein der Umgegend, nun ja, hab’ ich gedacht, wenn sie ’s ganze Jahr brüllen, werden sie sich doch einmal hören lassen können —“

„Können wir auch,“ meinte der eine der Gemeinderäte, „so eine Stimm’, wie mein Stoffel, so was gibt’s nimmer auf der Welt —“

„Brrr!“ fuhr der Bürgermeister auf, „Ihr seid mir schon zum Gespött, Aberle, mit Euerer Affenlieb’ —“

„Aber er hat recht,“ erklärte der zweite Gemeinderat, „der Stoffel ist der Halt von der ganzen Geschicht’, er allein macht weiter, wenn sie alle nach Lust schnappen und thut noch keinen Schnauser.“ —

Der Sprecher, Musikus, Gemeinderat und Spezereihändler in einer Person, hatte von den Dreien das intelligenteste Gesicht, und der Bürgermeister liebte es auch sonst, auf ihn zu hören, nur wenn er’s mit dem Aberle hielt, das konnte er nicht ertragen; er haßte den Mann; niemand, er selbst nicht, wußte warum, aber der Wein schmeckte ihm nicht, wenn der Aberle vor ihm saß. Dieser, lang und dünn wie ein Gedankenstrich, hatte

einen prächtigen Kerl von einem Sohn, für den er die Empfindungen einer Huhnmutter hegte, die ein schwimmfähiges Entlein ausgebrütet. Möglich oder wahrscheinlich, daß ihm der Bürgermeister diesen Sohn neidete, denn er hatte nur eine Tochter — s' Burgi — mit der er übrigens sehr zufrieden hätte sein dürfen. Natürlich hatte sie den Stoffel gern, und der Stoffel sie, und der Bürgermeister war nichts weniger als damit einverstanden. Sie saß am Fenster, stopfte Strümpfe und der Abendschein umfloß ihren vollen Nacken, auf den ein paar kräftige Zöpfe fielen. Auf ihrem blauen, mit rotem Band eingefassten Rock saß der Spitz des Hauses und hörte mit ihr der Debatte der Dorfobersten zu.

„Wie gesagt,“ erklärte der Musikus, „es wär' uns eine Ehr' gewesen, aber es ist zu teuer für die Gemeind', wir müssen halt in Gottes Namen von dem Gesangfest weg bleiben —“

„Ja wohl,“ sagte der Bürgermeister und kratzte sich hinter den Ohren, aber abschreiben, nachdem ich zugesagt, daß wurmt mich, ihr Herren, daß wurmt mich —“

„Warum habt Ihr denn zugesagt?“ fragte Aberle.

„Heiliges Gewitter,“ fuhr der Bürgermeister auf, „bin ich vielleicht musikalisch, thät' mir fehlen, aber man möcht' doch auch gern einmal eine Ehr' einlegen — und von sich reden machen —“

„Schickt doch den Stoffel allein,“ warf das Burgi hin, „der macht uns gewiß Ehr', und der Vater braucht sein Wort nit zurückzunehmen.“ —

„Das wär' eine Idee,“ sagte der Musikus.

„Seid Ihr bei Verstand,“ schrie der Bürgermeister, „ein einzelner Kerl —“

„Aber was für einer,“ murmelte Aberle.

Der Wirt sprang auf, wie um davon

zu laufen, aber der Musikus hielt ihn am Rock fest: „Ich sag' euch, ihr Herren, 's Burgi hat recht, wenn der Stoffel 's Maul aufthut, gibt's ein Aufsehen —“

„Ich verwett' mein oberes Nebstückle, er kriegt einen Preis,“ verkündete Aberle.

„Oho,“ lachte der Bürgermeister und rieb sich die Hände, „ich nehm' Euch beim Wort —“

„Was setzt Ihr dagegen?“ hieß es.

„Mich,“ sagte das Burgi und trat zum Tisch, „wenn der Stoffel einen Preis heimbringt, bin ich seine Braut, der Vater knickert nit —“

Bevor dieser recht begriffen, schrie der Musikus: „Knickern, wenn der einzige Mann, den die Denkerbacher geschickt, den Vogel abgeschossen!“

Und Aberle meinte: „Es wär' eine Ehrenrettung für die Schlapp' bei der letzten Ausstellung, wo über uns zu lesen stand: ‚Nain ist die Töpferarbeit der Denkerbacher‘; was aber nain heißt, ist

Witz der Dummheit, wie ich nach langem Studiren aus unserem Pfarrer seinem Lexikon herausgebracht —“

Der Bürgermeister, noch nachträglich in Zorn geratend über die Schmach, erklärte aus diesem Gefühl heraus: „Gut, ich setz' 's Mäd'el ein, denn der Ruhm der Gemeind' geht mir über den eigenen Gusto“ — worauf die kleine Versammlung in aufgeregtester Stimmung und unter dem lauten Gebell des Spitz auseinander stob.

Zu Goldheim wehten die Flaggen; allda lebte ein gesangfrohes Völklein, das des Lebens Sorgen in dem guten Wein hinunter zu schwemmen pflegte, den der liebe Gott rings auf den Bergen in herrlicher Fülle gedeihen ließ. So war denn auch alles auf den Beinen und strömte dem Bahnhof zu, um die erwarteten Gefangesbrüder mit Hochs und Hurras zu empfangen; und es währte nicht lang, marschierten diese mit



ihrer fidelen Blechmusik durch die Gassen, allwo die Mägdelein des Städtchens und der Umgegend Gläser voll goldenen Weines an die Säger austeilten, welche fröhlich zugriffen, wo immer der Segen herkam. Als aber der Stoffel einherschritt in seiner prächtigen Tracht, die Standarte mit dem Namen Denkerbach höher haltend als alle anderen Würden-träger, in dem freudigen Vorgefühl, sich heute unter allen Umständen mit Ruhm zu bedecken, da staunte jeder den einzelnen Säger an und freute sich seines unerschrockenen Wesens; die Mägdelein aber umringten ihn mit besonderer Ausdauer, so daß er nur die Hand auszustrecken brauchte, um die freigebig gespendeten Weingläser in Empfang zu nehmen; er leerte sie alle auf das Wohl Burgis, die in der Festtracht, mit rotleuchtender Samthauben, grünseidenem Fürtuch und blauem Faltenrock auf dem Trottoir einherschritt, den heftig feuchenz-

den Vater neben sich mit sich ziehend, der fluchend nach seinem Taschentuch suchte, und es in der Eile und dem Gedränge nicht erwischen konnte. Auf der anderen Seite der Straße schritten die Gemeinderäte, und so oft Stoffel ein frisches Glas leerte, schrie der Musikus: „Halt ein!“ worauf sich alles nach dem Schreier umschaute, ihn verhöhnnte und weiter mit fort riß.

Die Halle war geräumig, und die Sängertaten ihre Schuldigkeit; schwitzend lauschte das Publikum, die Gläser machten die Runde, zuweilen brach stürmische Begeisterung aus. Das Häuflein Denkerbacher in seiner Ecke hörte wenig; der Bürgermeister schnaufte sich nach Herzenslust aus nach der Anstrengung, die er gehabt, und der Musikus fuhr sich ununterbrochen in die Haare, indem er vor sich hinhurmelte: „Der Kerl ist betrunken, der Kerl ist ja betrunken; —“ 's Burgi hielt den großen Regenschirm

fest gegen den Magen gedrückt, und ihr Stoßseufzer lautete: „Hilf Gott! hilf Gott! hilf Gott!“

Nur Aberle verhielt sich ruhig wie einer, der seiner Sache sicher.

Was nun den Stoffel anbelangte, so hatte er seine beiden Lieder fest im Kopf und ebenso wußte er, daß er auf den Ruf: „Denkerbach!“ — hervorzutreten und loszufingen hatte. Im übrigen lag sein Geist völlig im argen, und er sagte manchmal mit einem verwunderten Blick zu seiner Standarte empor: „Will dir schaufeln, paß auf —“

Jetzt schrie ihm jemand den Namen Denkerbach ins Ohr, sowie das Lied, welches er zu singen hatte, und Stoffel schritt hinaus. Der Kapellmeister gab ein Zeichen, und der einzelne Mann setzte ein — er that's voll Kraft, mit ganzer Stimme; und sie war wirklich ein Staat, nur spielte die Musik: „Drei Lilien, drei Lilien“ — und Stoffel

sang: „Gute Nacht, du mein herziges Kind.“ — Der Kapellmeister, höchlich belustigt, blieb bei seiner Begleitung, und der Bursche sang unentwegt, ohne eine Miene zu verziehen, seine Strophe weiter. Die Wirkung dieser Musik war eine ungeheure. —

„Habt scheint's ein lustig's Stückerle gewählt,“ meinte der Denkerbacher Bürgermeister und schloß sich dem allgemeinen Gelächter mit Wucht an.

Jetzt fiel der böshafte Kapellmeister in die richtige Begleitung, und die Sache nahm eine andere Wendung; das Lachen verstummte einigermaßen, und Stoffels Stimme zeigte sich jetzt von einer Kraft, die ihresgleichen suchte; ein roher, aber angenehmer Tenor, der die Lacher allgemein in Bewunderer verwandelte.

„Gott sei Dank,“ sagte der Bürgermeister, als er sich nach dem Konzert im Garten draußen auf einen Stuhl fallen ließ, „wenn ich alle Tag so eine

Singerei mit anhören müßt', lieber die Schwein' hüten." — Es war ein lustiges Treiben im Garten, ein buntes Gemenge; man trank sich zu, ließ leben, begrüßte sich und jeder schien froh, der langen Sitzung enthoben zu sein. Die Helden des Tages aber waren die Denkerbacher; sie wurden förmlich umstürmt von Gratulationslustigen: „Ihr habt einen, Bürgermeister! Wetter und Hagel, der singt den ganzen Sängerbund in Grundsboden! — Der kriegt den ersten Preis mit heim, so gewiß, als er brüllen kann wie ein Regiment! — Kreuz Bomben und Granaten, man soll's nicht meinen, aber ihr habt den Vogel abgeschossen — hoch die Denkerbacher!“

Das war ihnen noch nicht passiert, und also blähte sich der Bürgermeister nicht, wenig auf, stieß mit den Männern und Burschen an und meinte, über die Schulter deutend: „Haben sie noch duzendweis daheim von der Sorte,

ja, ja, ha, ha!“ — und an dies Ha, ha! schlossen sich alle Umstehenden an, von den höchsten Füstelstimmen bis zum tiefsten Baß — ha, ha — ha, ha! — Der Musikus war in der Festhalle geblieben, um über die Preisverteilung etwas zu erlauschen. Stoffel, der bescheiden neben seinem Vater saß, suchte von Zeit zu Zeit mit dem Burgi anzustoßen, allein das Mädcl saß mit dem Rücken gegen den Tisch und rührte das volle Glas nicht an.

„Schau, schau,“ meinte einer der Umstehenden, „was ist denn mit dem Mädcl — ein Staat von einer Dirn', aber von der besten Gemütsart scheint's nit zu sein —“

„Glaub's wohl,“ lachte der Bürgermeister, „'s soll den da haben, den Sappermenter, wenn er einen Preis kriegt, und jetzt ist's ängstlich, 's Mädcl, gelt?“

Da fuhr sie herum: „Nein nit — zornig bin ich — ein Kerl, der so trinkt, daß er nit einmal hört, was die anderen geigen — für so einen dank' ich —“

Stoffel wurde dunkelrot: „'s war nur, um Mut zu kriegen,“ stammelte er.

„Freilich, freilich,“ meinten die Umstehenden und rückten näher, um ja kein Wort zu verlieren.

„Ja, hab' ich denn recht gehört,“ ereiferte sich der Bürgermeister, „'s Mäd'el will nit, und seit einem Jahr liegt mir's im Ohr: den Stoffel oder keinen — ja, was glaubst denn von deinem Vater, ja bin ich denn auf der Welt, um nach deinem Kopf zu tanzen? — Behüt' Gott! ich sag', du nimmst ihn — wie er den Preis hat, und damit Punktum!“

„Recht so, recht so, Bürgermeister,“ ging's von Mund zu Mund! „angestoßen mit dem Mäd'el, Stoffel, hurtig — hurtig.“ — Er näherte sich ihr, aber sie legte die Hand aufs Glas — wunderhübsch sah sie aus, als sie mit zornig glühendem Gesichtchen erklärte: „Und ich nehm' keinen, der einen Kausch gehabt!“

„Was,“ schrie einer der Bursche, „bist verrückt — wie kannst denn das von einem ordentlichen Mann verlangen?“ —

„Zustament, das verlang ich,“ entgegnete das Burgi und reckte sich in die Höh', „wer mit mir zum Altar geht, muß so sauber sein wie ich selber —“

„Oho,“ hieß es allenthalben im Kreise der Männer, aber ihr Lachen klang doch etwas verlegen, als ob keiner so recht den Mut in sich fühle, es an Sauberkeit mit dem Burgi aufzunehmen.

„Da hinten in Denkerbach,“ meinte der vorige Bursche, „da müssen sich ja noch die Füchsf' und Hasen gut' Nacht sagen, daß man so wenig dort vom Herkommen weiß —“

„Wir leben auf demselben Erdboden,“ unterbrach ihn das Burgi, „und wissen so gut wie ihr, was rechts und was links ist — wenn mir aber einer beweisen kann, daß unser Herrgott die Tugend



nur für die Weibslent' verordnet hat, dann will ich mich zufrieden geben."

Niemand konnte das; Stoffel senkte das Haupt, und der Bürgermeister, der nicht recht begriff, wollte sich nicht durch Fragen lächerlich machen und doch auch das letzte Wort haben; also packte er sein Glas auf und herrschte die Tochter an: „Auf der Stell' trinkst mit mir auf eine frohe Brautschaft!“ Alles schrie, drängte sich mit den Gläsern herbei und umringte das Burgi — in diesem Augenblick kam der Musikus zurück; niedergeschlagen, mit einem Seufzer ließ er sich auf die Bank fallen: „Ihr Denkerbacher, 's ist aus — er kriegt keinen!“ sprach er.

„Was keinen?“ fuhr Aberle in die Höh'. „Keinen Preis — Warum nit?“

Die Stimm' wär schön, aber 's Piano fehl' —“

„Ich bin ein reicher Mann,“ schrie Aberle, „ich kann ihm eins kaufen —“

„Ejel,“ fuhr ihn der Musikus an,

„das Piano kauft man nit, das singt man —“

„So geh' hin und sing's, du kannst's —“ gebot Aberle dem Sohn, aber der war verschwunden.

's Burgi hatte wieder seinen Rücksiß eingenommen und that als ging sie die ganze Geschichte nichts an.

„Ja,“ sagte der Bürgermeister, „das ist eine andere Sach“ und er rieb sich den Magen, „Aberle, die obern Neben sind mir —“

„Nie setz' ich den Fuß mehr in Guer Haus,“ schrie der Gemeinderat, „und es ist eine Ungerechtigkeit mit dem Piano, und ich laß es nit dabei und müßt' ich mit der ganzen Welt Krakehl anfangen —“

„Water,“ unterbrach ihn Stoffel und legte die Hand auf seine Schulter, „das ist nun alles eins, ob ich den Preis hab' oder nit, wann ich's Mäd'el nit krieg' — die Hauptsach' ist jetzt, daß ich von daheim

weg komm', und das Mittel ist gefunden — ich hab' da einen Herrn gesprochen, der nimmt mich mit in die Residenz und macht einen Hoffänger aus mir, und also wollen wir gleich Abschied nehmen —"

„Hoffänger," stammelte Aberle und schaute so ratlos drein, als höre er Spanisch.

„Bedeutet so viel wie Sodom und Gomorrha!" schrie der Musikus.

„Wie viel?"

„Oder Babel — Babel —" fuhr ihn der Musikus an, „Herrgott, kann man denn mit Euch nit in Gleichnissen reden — ein Sündenpfehl ist's — wer unter die Hoffänger geht, kann ebensovut in die Höll' fahren, da dreh' ich die Hand nit um —"

„Stoffel," jammerte Aberle — „um Gotteswillen —"

„Sei nit weich, Vater," gab der Sohn zur Antwort, „sie sollen mich nit

mehr dran kriegen, und wenn sie mir den besten Wein vorsezen, ich hab' genug an meinem ersten Kaufsch."

"Hör' einer den unschuldigen Teufel," schrie der Musikus und schlug die Hände zusammen, "da gibt's noch ganz andere Dinge als einen Kaufsch, Stoffel — laß dir die Augen öffnen —"

"Ist gar nit nötig," fuhr plötzlich 's Burgi in die Verhandlung, nahm ihr Glas und streckte es dem Stoffel über den Tisch hin: "In einen Sündenpfühl sollst nit — da nehm' ich dich lieber, denn man muß von zwei Uebeln immer 's kleinere wählen; also wie der Vater jagt — auf eine frohe Brautschaft!"

"Wetter und Hagel und kein End', was soll denn das jetzt wieder heißen, Burgi!" schrie der Bürgermeister.

"Ich hab' halt auf einmal bemerkt, daß ich's nit vertragen könnt', wenn der Stoffel unter die Hoffänger ging," erwiderte sie.

„Ja, und der Preis, den er nit hat  
— und —“

„Ich bitt' dich, Vater,“ unterbrach  
sie ihn „fang' jetzt nit wieder von vornen  
an, die Leut' lachen so schon die ganz'  
Zeit über uns —“

„Oho,“ meinte der Stoffel, reckte  
sich hoch auf und steckte die Daumen in  
die Armlöcher der Weste, „möcht' wissen,  
wer da zu lachen hat — einen Preis  
hab' ich freilich nit, aber 's Mäd'el —  
ich denk', da ist's Lachen auf meiner  
Seit'.“ —



Die  
Stiftmühle zu Säckingen.







Im Sommer 1887 machte ich während meines Aufenthaltes in der rhein-durchrauschten, bergumsäumten Trom-peterstadt die Entdeckung, auf eine stolze Reihe von Vorfahren zurückblicken zu dür-fen, ob zwar jene nichts weniger als stolz, sondern nur einfache Lehensleute waren auf der Mühle des Säckingischen Damen-stifts. Im Jahre 1763 ging besagte Mühle an Johann Billinger über und blieb seither im Besiße der Nachkommen-schaft.

Auf der Schwelle des langen, ein-stöckigen Hauses mit den grünen Fenster-läden und dem klappernden Mühlrad empfing mich die Jungfer Billinger, die letzte der alten Generation, im ganzen Städtchen ihrer vielverzweigten Paten-



schaft wegen nur 's Gotteli genannt.  
Sie kam gerade aus der Küche:

„Numme no en Augenblick hab' i z' thue,“ sagte sie, nachdem sie mir die Hand gegeben, „mer hänt Inquatierung — sechs Ma — Priiße sind's — uf'm Durchmarsch zu de Manöver — g'spafige Lütt' — i verstoh' sie kei Wörtli, und sie mi au nit, aber mine Knöpfli und Müdeli, mit selle verstoh'n sie si scho — nit e Bröfeli bleibt uf der Schüssel liege — wan i halt numme köhle cha, sel isch mer 's liebscht, wenn's de Lütte recht schmeckt. — Aber froh bin i, daß Sie jetzt no chomme sin u i Ihre 's Hus zeige cha, wie 's g'fi isch, so lang mine u Ihre Lütt' drin g'lebt; uf 's Spätjohr gibt der jung' Müller d' Mühli ab, u i goh uf Basel zu miner Nichte; 's isch frili nit licht, d' Heimet z' verlasser, in der mer alt isch worde in Freud' und Leid und Arbet — aber der lieb' Got hat mer no allemol d' Ehrast gebe,

die i brucht ha.“ — Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen, legte die Küchenschürze ab und führte mich in die schmale Stube zu ebener Erde vor zwei Delbilder, die sie mir als meine Urgroßeltern vorstellte, mit der Erläuterung: „Ihr Herr Großvater, der Herr Kreisrat isch der ältest' Sohn vom Stiftmüller und mi Herr Onkel g'si, der einzig, der us der Stiftmühli g'studiert hät.“

Mein Urgroßvater sah aus wie die Seelengüte in der behaglichsten Form — rund, rosig, mit einem Zipfelfäpplein; die Urgroßmutter, mager, schien mit ihren großen, schwarzen Augen die Dinge fest aufs Korn zu nehmen.

„Sel isch e weng e g'nau g'si,“ sagte 's Gotteli und wies zum Fensterplatz, „do isch sie vielmol g'sesse, d' Stiftmülleri, und hät de Arme 's Brot usteilt — 's liegt hüt no der Laib dört — 's isch e Vermächtnis.“

Und auf meine Bitte führte mich

num das liebe Gotteli in die Zeiten meiner Urväter ein; was sie nicht miterlebt, wußte sie vom Bäsli, und 's Bäsli hatte es wieder von ihrer Mutter, die selber dabei gewesen. Eine Geschichte hat mir aber besonders gefallen, und ich will versuchen, sie dem Gotteli nachzuerzählen.

Es war zur Zeit der französischen Revolution; in Säckingen, wie überall in den vorderösterreichischen Landen, versammelten sich die Soldaten zum Schutz gegen die Franzosen. Aber sie kamen doch; plündernd zogen sie ins Land, zerlumpt und barfuß, warfen sie die Leute, deren sie habhaft werden konnten, einfach zu Boden und zogen ihnen Schuh' und Strümpfe aus. In den Häusern ging's nicht weniger wüß her, und wer sich widersetzte, Hab und Gut wegzugeben, dem wurde übel mitgespielt. Der Stiftmüller, damals im besten Mannesalter, erfreute sich einer etwas gelinderen Be-

handlung, weil die Franzosen Brot haben mußten, der Mühle also nichts geschehen durfte. Besonders schlecht aber erging's den Brüdern des Stiftmüllers; beide von Haus und Hof verjagt, der eine mit einem Bajonettstich im Arm, der andere noch nicht von einer schweren Krankheit genesen, so kamen sie mit ihren Weibern und einer Schar Kindern zur Mühle. Der Stiftmüller mit seinem runden Bäuchlein konnte nicht schnell genug die Treppe vom Fruchtspeicher herunterkommen, denn drunten hörte er die Frau zu den Ankömmlingen sagen: „Jo, ihr liebe Lütt', wie soll i euch alli unterbringe, do müesst i jo mi gueti Stub' hergebe!“

„He, natürli, natürli,“ polterte der Stiftmüller die Treppe herunter, „solang i e Plätzli hab' solang habe mine Lütt' e Heimet — mach alle Thüre uf, Wib — i heiß euch herzli willchomme.“ — Die Hauptmühe hatte nun freilich die Müllerin; sie stand den ganzen Tag in der

Küche und sorgte und teilte ein; kam sie einmal heraus, schlug sie die Hände zusammen über die Kinderwirtschaft, als sei der ungetrübteste Friede in der Welt, lachte und sang die Bettern- und Bäsli-schar in fröhlichster Kinderlust und ließ sich's wenig anfechten, daß sie in der Nacht mit dem Haupt auf dem „Bündeli“ ruhen mußten — jeden Augenblick zur Flucht bereit. Denn immer neue Truppen zogen in das schwergeprüfte Städtlein ein, und das Brandschatzen und Plündern wollte kein Ende nehmen. Die Obstbäume wurden aus Muthwillen gefällt, die schönsten Holzstämmе des Stadtwaldes den Rhein hinabgeführt und die Felder verwüstet; was den Franzosen sonst gefiel vom Eigenthum der Bürger, wurde als Kontribution aufgepackt, und der erste beste Säckinger hatte die Ehre, den beladenen Wagen hinter den durchmarschierenden Truppen herzuführen.

Da nahm die Müllerin eines Tages den Laib Brot, den ihr Mann jeden Morgen auf den Tisch am Fenster zur Speisung der Armen legte, wieder weg mit den Worten: „Oder heischt villicht Luscht, selber z' fäschte, wil 's zum Hergebe nimme längt?“

„He natürli,“ entgegnete der Stiftmüller, „glaubsch, mir schmeckt's, wenn d' Lütt' dus stöhn mit der stumme Frog: ‚Wo ist ünser Brot?‘“

Da, als die Verzweiflung der Bürger, der Uebermut der Franzosen aufs höchste gestiegen war, ging's wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund — der Erzherzog Karl kommt — die Kaiserlichen haben das Breisgau befreit — sie treiben den Feind über den Rhein! — Die Franzosen packten, was sie an Kleidungsstücken und Viktualien erheben konnten, noch schleunigst auf, forderten eine große Summe baren Geldes und gingen damit über den Rhein, hinter sich die Brücke in Brand steckend.

Im Gefolge der Flüchtigen befand sich der Stiftmüller von Säckingen. Auf den Befehl hin, daß einer aus der Mühle den Transport der Kontribution zu übernehmen habe, hatte er sich nach kurzem Besinnen entschlossen, selber zu fahren und spannte demgemäß seinen alten Schimmel vor den Wagen. Da kam die Frau herbeigestürzt; sie hielt den alten, grauen Knecht, der sich versteckt gehalten, beim Wams und trat dem Mann in den Weg:

„Der hät z' goh, nit du, der Herr vom Hus, der Ma, der Bader, 's bescht was mer hänt — u i loß di nit — u du darffsch mer nit.“

„Naturli mueß i goh,“ gab der Stiftmüller zur Antwort, „i cha doch des alt Wib, der Jokob nit schicke, schau numme, wie er do stoht, der stirbt jo vor Mengschte, ehnder uf 'm Wagen hoct — d' Bueder aber sin z'chrank für so e wite Reif' — i denk',

i mach's scho, halte brav Hus u bliebe g'sund."

Da hing sich das Weib an ihn: „Scha's nit natürli finde, si Wib, sine Chinder, si Hus u G'schäft z'verlasse, u in e sichere Tod z'goh!" —

Aber er ging. — Von nun an glich Säckingen einem Lazarett; alle Häuser, die Wagen auf den Gassen lagen voll verwundeter Franzosen. Bei Schliengen waren die Kaiserlichen über sie gekommen und trieben sie nun in wilder Flucht vor sich her. Der Feind aber pflanzte seine Kanonen auf dem gegenüberliegenden Rheinufer auf, und die entlastete Stadt wagte noch nicht recht aufzuatmen.

Nach all den Blünderungen, immerwährenden Durchmärschen, Einquartierungen und Brandschakungen kam nun die Not, und auch in der Stiftmühle war Schmalhans Küchenmeister. Aber so teuer das Korn, so schwer die Ernäh-



zung der vielen Gäste des Hauses, auf dem Tisch am Fenster lag Tag für Tag das Armenbrot, und so oft die Müllerin ein Stück hinausreichte, verfehlte sie nie, die Bitte hinzuzufügen: „Bete au e Vaterünser für mi Ma!“

Nachdem der Krieg ins Innere Oesterreichs gezogen, fing endlich auch die Stadt an, sich von ihren Heimsuchungen zu erholen; man schlief wieder ruhig in seinem Bett, baute sein Haus auf und bestellte das zusammengetretene Feld. Auch die Flüchtigen auf der Stiftmühle verließen das gastliche Dach, nachdem sie das eigene Heim zum Wohnen aufgerichtet. Die Müllerin aber saß Jahr um Jahr harrend am Fenster, schnitt Brot für die Armen und ließ für ihren Mann beten. Schon überragte sie der älteste ihrer Söhne, denn sie war klein von Gestalt, und die Fragen der Kinder: „Wann chummt der Bader?“ wurden seltener. Haus und Geschäft blühten inzwischen

unter der strengen und genauen Herrschaft der Frau tüchtig auf; sie gönnte sich keine Ruhe, um alles schön im Stand zu haben, wenn Gott es fügte, daß der Mann einst wiederkehrte.

Nur des Sonntags, wenn die Mühle feierte, das Gefinde zur Vesper gegangen war, und die Kinder auf dem Kirchplatz wilde Kriegsspiele aufführten, dann ruhte auch sie, an ihrem Fensterplatz zum vielhundertstenmal den Stoßseufzer einer betrübteten Witib aus dem braunledernen Gebetbuch lesend. — So saß sie auch wieder einmal, als ein zerlumpter bärtiger Mann, Sandalen statt Schuhe tragend, in den Hof der Stiftmühle trat.

„Der schaut böß us,“ murmelte die Müllerin, schnitt ein großes Stück Brot vom Laib und reichte es dem Mann zum Fenster hinaus, bevor er den Mund zu einer Bitte geöffnet. Er nahm das Brot mit zitternder Hand in Empfang, wollte

sprechen, allein die Lippen versagten ihm den Dienst.

„Gelle, Ihr möchte gern e paar alti Schuh,“ meinte die Frau.

„Kennscht mi denn nit?“ fragte er.

Da schrie die Müllerin laut auf: „Mi Ma — Jesus im Himmel, mi Ma“ — und fassungslös, schluchzend wie ein Kind, fiel sie über das Fenstergesimse an seinen Hals.

Und nun galt's, für den lang Verlorenen, Totgeglaubten zu sorgen; die Frau rief dem Knecht, und der alte Jakob kam herbei, verwundert den Kopf zur Thüre hereinstreckend. Da nickte ihm der Mann auf dem Ledersofa ernsthaft zu und streckte ihm die Hand entgegen. Und der Knecht taumelte, wie vom Schlag getroffen, in die Stube und stürzte laut schluchzend zu den Füßen seines Herrn nieder.

„Isch noch die alt' Marei,“ sagte der Stiftmüller und schnellte sich die Thränen

von den Wangen. „Stand uf, Cherli, u hol' mer mine Thinder, sel isch g'schiter als hüle.“

Der alte Geselle erhob sich und wankte zur Thüre; dort wandte er sich noch einmal um: „Und 's Schimmeli, Herr?“

„Schamst di nit, unz'friedener Mensch,“ schalt der Stiftmüller, „isch's nit g'nug, daß i do bin, soll au no der Schimmel her?“

Und der Knecht trollte sich mit der Versicherung: „Frili, frili isch's g'nug, aber 's hätt' mi halt no meh g'freut, wenn ihr beidi chomme wäre.“

„Ma,“ sagte die Müllerin, nachdem sie ihre Thränen getrocknet, „jezt sag' mer endli eis — wo bisch denn g'si in dene lange, lange Johre?“

„Sie hän mi ing'sperrt in Paris mit mine Landslütt' z'samme, mer denke scho, mer sin vergeffe, endli chomme mer vor 's G'richt — frogt mi der Cherli,

der Dolmetsch, ob's wöhr, daß mer hinter der Armee her dütsche Lieder g'sunge? 'Se natürli,' sag i, 'mer chönne in keiner andern Sproch singe, wil mer feini verstohnt.' — Druf frogt er, ob's wöhr, daß mer im Cähet unser Kaiserhus habe lebe lo u der Erzherzog? 'Natürli,' sag i, 'solle mer ebber uf die Herre Franzose anstoße, die uns fünf Johr lang insperre, wil mer ne unser Eigentum ins Land g'föhre?' Druf heißt's bigott, mer wäre Spione — so übel mer's z' Mueth gfi, i lach' dene Herre lut ins G'sicht: 'So so, Spione — z' Nacht sin mer achomme u gli ins Cähet, und nit e einzigs Chirchtürmli g'feh — möcht' wisse, was mer do verrote solle, als daß mer in Angscht und Sehnsucht uf die Stund blankt, wo's endli heißt: goht heim.' Noch 'e Wil hän sie diskuriert — i weiß nit, was es g'fi isch, — z'lezt aber hän sie uns goh heiße. — Wib, Wib, i ha nit g'wüßt,

daß's Menscheherz e so e g'waltige Freud' fasse cha — i ha nit g'wüßt, daß es im Lebe e Seligkeit gibt, größer als d' Erd' und 's Himmelrich z'sammeg'nomme — i bin wie e Narr g'si, wie e Chind —"

In diesem Augenblick stürmten die Buben über die Schwelle mit dem jauchzenden Geschrei: „Der Vader isch do — der Vader!“

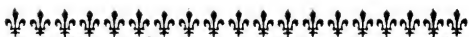
Und der Stiftmüller öffnete die Arme und drückte seine Kinder alle zugleich ans Herz, schluchzend und jubelnd in die Worte ausbrechend: „Gott si 'Danf und Lob und Pris in alli Ewigkeit!“ —

„Ma, Ma,“ unterbrach ihn die Frau, die Hände zusammenschlagend, „i glaub' gar, du hesch die Johre voll Chümmernis und Trübsal und schwerer Trennung scho jetzt vergesse?“

„He natürli,“ gab er zur Antwort.







Verlag von W. Spemann in Berlin und Stuttgart.

---

## Sommerfrüchten.

fünf Novellen

von

S. Willinger.

---

Onkel Sigmund. — Die Strandfee. — Das goldene  
Zeitalter der Bäggebacher. — Randglossen. — Gegen  
den Grundsatz.

---

Preis 5 Mark.



Als Band 93 der Collection Spemann:

Benj. — Im Wonnethal.

Der Andre ist's.

---

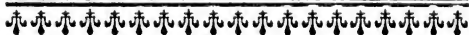
Drei Erzählungen

von

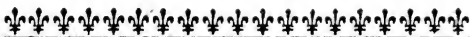
S. Willinger.

---

Preis gebunden 1 Mark.







Verlag von W. Spemann in Berlin und Stuttgart.

---

## Basilla.

---

Ein thüringischer Roman

von

Ernst von Wolzogen.

---

Preis 6 Mark.



## Heiteres und Weiteres.

---

Kleine Geschichten

von

Ernst von Wolzogen.

---

Christel und Wigel.

Veit Zisolins Galgenfrist.

's Maikatel u. der Sezack.

Die Gloriahose.

Werthers Leiden in Septa.

Ein Derwischlied.

---

Preis 4 Mark.

---





Verlag von W. Spemann in Berlin und Stuttgart.

---

Romane

von

Paul Lindau

über

Berlin.

---

I.

Der Zug nach dem Westen.

Preis broschiert 6 Mark, gebunden 7 Mark.



II.

Arme Mädchen.

Preis broschiert 6 Mark, gebunden 7 Mark.

---





Verlag von W. Spemann in Berlin und Stuttgart.

Der  
Storch von Nordenthal.

Ein wahrhaftiges Märchen  
von  
L. Walesrode.

Zweite Auflage.

Preis gebunden 3 Mark.



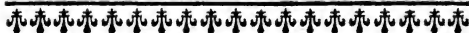
Der Egoist.

Roman

von  
G. Werner.

Min.-format mit Titelbild.

Preis elegant gebunden 6 Mark.



*J. Miller*



32101 067521292

